

# **Landesbibliothek Oldenburg**

**Digitalisierung von Drucken**

## **Oldenburg im neunzehnten Jahrhundert**

Von 1800 - 1848

**Pleitner, Emil**

**Oldenburg, 1899**

III. Oldenburg im französischen Kaiserreiche. (1811-1813.)

**urn:nbn:de:gbv:45:1-3899**



### III. Oldenburg im französischen Kaiserreiche. (1811—1813.)

#### 1. Die feierliche Besitzergreifung vom Herzogtum.

Am Tage nach der Abreise des Herzogs, nämlich am 28. Februar 1811, wurde die Besitzergreifung vom Herzogtum Oldenburg feierlich in der Lambertikirche ausgesprochen. Das stattliche Gotteshaus, in dem so oft Gebete für das Wohl des angestammten Landesherrn gen Himmel gestiegen waren, in welchem die Gemeinde noch wenige Jahre zuvor gelegentlich der Wiederkehr des Herzogs einem feierlichen Dankgottesdienst beigewohnt hatte, sah den französischen Präfekten des Ober-Ems-Departements, Baron von Neuberger, in seinen Mauern, und französisches Militär, das die sämtlichen Behörden geleitete, unter voller Musik in die Kirche einmarschieren. An einer zahlreichen Gemeinde fehlte es nicht, aber es war die Neugierde, die die Leute hergetrieben hatte. Das Schauspiel, das sich den Kirchengängern bot, war nach dem Berichte eines Zeitgenossen jener Tage wohl geeignet, ein deutsches Herz zu empören. Vor dem Altar, auf Stühlen, die man aus dem Sitze des Herzogs genommen hatte, saß der Präfekt mit seinem Gefolge. Bei dem Gebet zu Gott blieb er bedeckten Hauptes: Erst als er mit den Worten: „Im Namen des Kaisers!“ sich anschickte, die französische Proklamation zu verlesen, entblößte er sein Haupt und legte seine Kopfbedeckung auf den Rand des Altars nieder.

Unter den Beamten waren auch die beiden Abgesandten des Grafen Bentinck, Kanzleirat Mosle und Hofrat Strackerjan. Sie hatten am Tage vorher vergebens den Versuch gemacht, als Abgeordnete des Bareler Grafen den Eid zu leisten. Ueber den ganzen Verlauf der Feierlichkeit in der Lambertikirche erstatteten sie einen interessanten

Bericht. Darin heißt es:\*) „In der Kirche fanden wir die oldenburgischen Beamten schon versammelt, nämlich sämtliche in Oldenburg angestellte, die Landvögte und die Beamten, auch den Generaldechant der katholischen Geistlichkeit, den Magistrat und die Kelterleute. Gleich darauf erschien der kaiserliche Herr Kommissär, an seiner Rechten der Herr General de Saille, an seiner Linken der Herr Unterpräfekt de Coubertin, gefolgt von dem Herrn Generalsekretär unter dem Vortritt der Sappeurs und der Musik und begleitet von den Offizieren der Garnison und einem Detachement Grenadiere, welches sich im Gange vor dem Altar aufstellte, indes die Musik sich auf die Orgel begab. Die Kirchthüren waren mit Grenadiere besetzt, und auf dem Markte paradierte die ganze Garnison, Kavallerie und Infanterie. Nachdem der kaiserliche Herr Kommissär, der Herr General und der Herr Unterpräfekt vor dem Altare an einem dahingesezten Tische, in der Ordnung, wie sie gekommen, Platz genommen, hielt der Herr Kommissär eine kurze Anrede in französischer Sprache, worin er den Zweck seiner Sendung darlegte, und ließ dann die deshalb erschienenen kaiserlichen Dekrete nebst seinem Kommissario durch den Generalsekretär verlesen. Nun hielt der Herr Kommissär eine gut ausgearbeitete Rede in deutscher Sprache, worin er die Notwendigkeit dieser Maßregel und die glücklichen Folgen, die sie für die Unterthanen haben würde, darzustellen suchte, auch noch ausführte, daß der Kaiser diejenigen Fürsten, welche dadurch gelitten, vollkommen entschädigen würde, wie denn dem Herzog von Oldenburg sämtliche Domänen, die Holzungen mit eingeschlossen, verblieben und ihm noch das Fürstentum Erfurt überher angeboten sei. Er schloß seine Rede mit einem „Hoch lebe der Kaiser!“ welches von einem Teil der Versammlung wiederholt wurde. Hierauf bat der Herr Oberlanddrost von der Decken ums Wort und erklärte, daß die oldenburgische Dienerschaft bereit sei, den Eid zu leisten, indem der Herzog sie des Eides gegen ihn ent schlagen habe. Dann machte der kaiserliche Herr Kommissär bekannt, daß die Eidesformel vorgelesen werden

\*) Handschrift der großh. Bibliothek.

solle, und am Schluß derselben bloß die Anwesenden mit Aufhebung der Hände zu sagen hätten: Ich schwöre! Der Generalsekretär las dann die Eidesformel französisch und deutsch vor: „Ich schwöre vor Gott dem Allmächtigen Gehorsam und Treue dem Kaiser der Franzosen, König von Italien, Beschirmer des Rheinischen, Vermittler des Schweizerbundes. Ich schwöre ebenfalls, daß ich immer sein größtes Wohl suchen, mich aus allen meinen Kräften gegen alles Uebel, so man ihm zufügen wollte, widersetzen, nie, weder durch Worte noch durch Werke, einige Feindseligkeit gegen ihn ausüben, und wenn ich etwas, so gegen sein Interesse sein könnte, entdeckte, der Regierungskommission aufrichtige Rechenschaft davon geben werde. So wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort!“

Am Schlusse hoben wir nebst den oldenburgischen Beamten die Hände auf und riefen: Ich schwöre! Zwischen diesen verschiedenen Handlungen wurde abwechselnd durch die auf der Orgel befindliche Regimentsmusik musiziert, und der Generalsekretär theilte indes Abdrücke der Eidesformel und des Dekrets, auch einer Proklamation aus, welche er nach geleistetem Eide verlas.

Nach Verlesung dieser Proklamation rief der Herr Kommissär: „Vive l'empereur!“ welches durch die Versammlung wiederholt wurde, und nun lud er die sämtlichen Beamten ein, ihm nach seiner Wohnung zu folgen, um den procès verbal zu unterzeichnen. Er begab sich nun mit dem Herrn General und dem Herrn Unter-Präsesken in derselben Ordnung wie er gekommen, wieder aus der Kirche, und sämtliche Beamte folgten ihm zwischen dem en hage marschierenden Militär unter Vortritt der Sappeurs und der Musik nach seiner Wohnung. Hier verlas der Herr Generalsekretär den procès verbal und forderte die Anwesenden auf, ihn zu unterzeichnen. Dies geschah nach dem Aufruf derselben aus einer Liste, die aber eben keine besondere Ordnung hatte. Der kaiserliche Herr Kommissär bemerkte dabei, daß diese Ordnung oder vielmehr Unordnung von durchaus keiner Konsequenz, vielmehr die Folge der Unterschriften ganz gleichgiltig sei. Dann stellte der kaiserliche Herr Kommissär den Herrn



de Coubertin als Unter-Präfekt des Arrondissements Oldenburg, welches das ganze alte Herzogtum umfasse, vor, nahm ihm den Eid ab und hielt darauf an denselben eine Anrede in französischer Sprache. Endlich forderte er namentlich die Deputierten von Varel auf, sich am anderen Morgen zu dem Herrn Unter-Präfekten zu begeben, dort die Proklamationen abzufordern, welche zur Bekanntmachung in sämtlichen Kommunen und zur Deposition in den Archiven erforderlich wären, auch seine sonstigen Befehle zu vernehmen.

Unterdessen hatte uns der General de Saily zu einem feierlichen Diner einladen lassen, welches derselbe gab. Wir begaben uns um 2 Uhr dahin und fanden daselbst außer dem Herrn Präfekten, dem Herrn Unter-Präfekten und dem Herrn Generalsekretär sämtliche Kapitän's der Garnison, den Oberst von Arentschild, den Oberlanddrosten, zwei Mitglieder der Regierung, zwei Mitglieder der Kammer, die beiden Bürgermeister und den Landvogt von Oldenburg. Bei Tafel wurden die Gesundheit des Kaisers der französischen Armee, des Präfekten und des Unterpräfekten und der Einwohner des Arrondissements Oldenburg getrunken. Am 1. März begaben wir uns zu dem Herrn Unterpräfekten de Coubertin, welcher erklärte, daß er wünsche, mit jemanden besonders korrespondieren zu können, worauf sich mitunterzeichneter Oberinspektor Moske zur Führung dieser Korrespondenz erbot. Dann übergab er demselben verschiedene Tabellen zur Ausfüllung und Einsendung. Er bemerkte, daß die Proklamation noch nicht aus der Druckerei wäre, er solche also nachschicken werde.

Bald nachdem wir uns wieder wegbegeben hatten, ließ er den mitunterzeichneten Hofrat Straßerjan wieder zu sich rufen und übergab ihm 30 Exemplare der Proklamation zur Bekanntmachung. Um Mittag verließen wir Oldenburg und kehrten nach Varel zurück. —

Die erwähnte Proklamation, die einen echt französischen Geist atmete, hatte folgenden Wortlaut:

„Franzosen! Mit diesem schönen Namen grüße ich Sie, Bewohner dieser Gegenden, jüngst noch Oldenburger!

Das organische Senats-Konsult vom 13. Dezember 1810 hat Sie an das gemeinschaftliche Vaterland der großen Nation aufgenommen, und es ist:

Im Namen Seiner Majestät des Kaisers der Franzosen, Königs von Italien, Protektors des Rheinischen und Vermittlers des Schweizer Bundes, daß ich durch diese feierliche Handlung Besitz von dem Lande nehme, welches innerhalb der Grenzen des vormaligen Herzogtums Oldenburg liegt, sowie auch der davon umgebenen Herrlichkeiten und Besitzungen, um auf ewig mit Frankreich vereinigt zu sein und zu bleiben.

Hinfort durch unauflösliche Bande an die zahllose Familie der Franzosen gebunden, werden Sie, unter der väterlichen Regierung des Größten und Besten der Fürsten, des hochbeglückten Frankreichs ruhmvolle Verhängnisse mit den älteren Söhnen des Vaterlandes teilen.

Unter der Regide der Stärke, der Weisheit und des Genies werden neue Quellen von Wohlsein sich Ihnen eröffnen. Jene öden Heiden, jene scheußlichen Wüsten, die noch die Hälfte Ihres Bodens decken, werden der Kultur anvertraut, bald mit Waldungen und zum Teil mit Aehren sich schmücken. Ihre Fabriken und Manufakturen, bisher durch Englands selbstsüchtigen Alleinhandel gelähmt, werden neu aufblühende Lebenskraft aus einer Gesetzgebung saugen, die zum Schutze der National-Industrie vorhanden ist. An die Stelle Ihrer sogenannten Landstraßen, jetzt der Schrecken der bei jedem Schritte aufgehaltene und mit Gefahren bedrohten Wanderer, werden bequem und leicht zu passierende Verbindungen treten. Das mit dem Rhein in Verbindung gebrachte baltische Meer wird dem Handel eine neue Bahn aufschließen und Ihnen Vorteile gewähren, die Sie nicht ferner durch schändliche Ketten und der Meeres-Tyrannie unterwürfige Knechtschaft erkaufen werden. Jeder von Ihnen, ohne Ausnahme und Unterschied, hat sich hierfür des vollen Genusses aller seiner bürgerlichen, politischen und religiösen Rechte zu erfreuen, und die kraft- und machtvolle Hand, welche im alten Frankreich die Ketten der Sklaverei brach, das Ungeheuer der Anarchie zerschmetterte, aus dem Heiligum

der Tempel den Fanatismus und die Intoleranz verbannte, sichert Ihnen auf immer, unter dem Scepter der Ordnung und der Geseze, das schöne Erbteil der Franzosen zu: Ruhe und Glückseligkeit.

Neu vereinigte Franzosen! Es ist für mich ein mit meiner Sendung verbundener, süßer Auftrag, dem zufolge ich Sie vom Wohlwollen Seiner Majestät des Kaisers versichere, welcher in Seiner ausgezeichneten Güte gegen Sie nicht zu zweifeln geruht, daß Sie sich Seiner Huld und Gnade durch Ihre Unterwürfigkeit, Ihre Liebe und Ihrer Ergebenheit würdig machen werden.

Ja! Sie werden diesen glänzenden Beweis, das Vertrauen des Monarchen zu verdienen wissen, die guten Gesinnungen, wovon Sie beseelt sind, verbürgen meine Zuversicht: und auf diese Ueberzeugung, auf die Heiligkeit der Eide gestützt, welche Ihre ersten Staatsbeamten für sich und für Sie Ihrer Majestät dem Kaiser, unserem allergnädigsten Herrn, geschworen haben, werde ich die Huldigung Ihres Gehorsams und Ihrer Treue an die Stufen des ersten Thrones der Welt niederlegen.

Oldenburg, den 28. Februar 1811.

Der Präsekt des Ober-Ems-Departements, Ritter der Ehrenlegion, Kaiserlicher Kommissär zur Besiznahme des ehemaligen Herzogtums Oldenburg und der davon umgebenen Besitzungen:

R. von Keverberg."

Die Anhänglichkeit der Oldenburger an ihr angestammtes Fürstenhaus trat auch an jenem traurigen Februartage verschiedentlich in Erscheinung: Als sich nach beendeter Feierlichkeit das Militär auf dem Marktplaze aufstellte, da stand ein alter Veteran der Knobelgarde unter der Menge. Er hielt ein Gläschen in der Hand, nippte daran und rief unter dem Beifall der Umstehenden:

„Er soll leben, und er kann ja auch noch leben, und er muß ja auch noch leben!“ Auf diesen ungewöhnlichen Toast hin erkundigten sich die französischen Gendarmen nach der Bedeutung desselben. Sie erhielten zur Antwort:

„Ei, wer sonst, als unser alter Herrgott, der lebt noch und wird auch noch ferner leben.“

Der Ritter von Keverberg ließ die angesehensten Leute zusammenkommen und machte den Versuch, sie für die guten Absichten Napoleons zu erwärmen und sich ihrer Mitwirkung zu vergewissern. Er hatte aber keinen Erfolg. Der Hinweis auf die fruchtbaren Gefilde, in die sich die Heiden und Moore des oldenburger Landes verwandeln würden, fanden (nach der Ueberlieferung) von seiten eines oldenburger Landmanns (Dinklage von Drielake) die treffende Entgegnung: „Ja, Herr, laaten Se man eene veer- untwintig Stunnen Kohdreck regnen, denn schall sich dat anner woll sinnen.“ Da dies treffliche Rezept selbst von einem französischen Präfekten nicht zur Ausführung gebracht werden konnte, so blieb ein Verwandeln der Heiden und Moore in fruchtbare Gefilde der Zukunft vorbehalten.

Die Oldenburger wußten es zu gut, was sie an dem Herzoge Peter gehabt hatten. In den Worten, die in jenen Tagen von Berger niederschrieb, spricht sich die Stimmung des ganzen Volkes aus. Er sagt, daß die Oldenburger es mit dankbarer Nührung anerkannten, was er für sie gethan, wie er nur seinem hohen Berufe unter Verzichtleistung auf so manche Lebensfreude gelebt, wie er auch in den letzten Augenblicken nur für sie, nicht für sich gesorgt hatte. „Wie wir Oldenburger den väterlichen Regenten in ihm liebten, ehrte auch das Ausland seinen Geist und seinen Charakter. Als Grundzüge des letzteren zeigte sich stets hoher Sinn für Wahrheit und Recht, Rechtlichkeit, Edelmut und der kräftigste Wille für das Gute, und die Menschenliebe, welche wenig spricht, aber viel handelt. Niemals hat er diesen Charakter in seiner Handlungsweise verleugnet, und mit ihm waltete über dieser ein scharf und richtig auffassender und ordnender Geist, große und lang gebildete Kenntniss der Welt und der Menschen, und ein sicher leitender Takt in der Anwendung des Erfahrenen, selbst auf das Ungewöhnliche und Neuschheinende in einem verhängnisvollen Zeitalter.“

Einer solchen Gesinnung der Oldenburger gegenüber mußte die phrasenreiche und hochtönende Rede des französischen Oberpräfekten wirkungslos bleiben.

## 2. Die Reise nach Paris zur Huldigung.

Es war am 23. April 1811, als Halem seine Vaterstadt verließ, um mit mehreren Deputierten der hanseatischen Departements dem kurfürstlichen Eroberer die Huldigungen der neuen Provinzen darzubringen. Welche Fülle von Ereignissen hatten die 21 Jahre gebracht, die verfloßen waren, seitdem er zum erstenmal die Seinestadt besucht und sich dort als „Freiheitsfreund“ mit „Gestein aus der tiefsten Tiefe“ versorgt hatte, als mit einem „Talisman gegen Despotismus!“

Die Eindrücke, die er bereits im Beginn seiner Reise empfing, waren dazu angethan, seiner Begeisterung für Napoleon neue Nahrung zuzuführen. Er kreuzte die große Militärstraße, die von Wesel nach Hamburg gebaut wurde. Er sah mit ungemessenem Erstaunen wie durch Zauber eine 14 Meter breite Straße entstehen, und zwar da, wo man sie nach Beschaffenheit des Bodens für unmöglich hätte halten sollen. Er, der aus den engen Verhältnissen seiner Heimat kam, hörte mit Verwunderung, daß nicht weniger als 5—6000 Arbeiter bei dem Bau der Straße thätig waren.

In Osnabrück, das er am Mittag des folgenden Tages erreichte, wurde der Deputierte von dem Präfekten von Reverberg, den er erst kurz zuvor bei der Besitzergreifung des Herzogtums Oldenburg kennen gelernt hatte, sehr zuvorkommend empfangen. Er besuchte auch die Frau von Voigt, eine Tochter von Justus Möser, in ihrem elterlichen Hause. Die „Manen des Berewigten,“ der so viel für sein näheres Vaterland wirkte, stiegen bei dem traulichen Gespräch unter ihnen auf. Ob zu den „tief greifenden Erinnerungen,“ die ihre Seelen bewegten, wohl auch die Erinnerung an die Schmach Deutschlands gehörte?

Von Osnabrück aus ging die Reise über Münster, wo er den Herrn von Bacher, den französischen Gesandten beim Rheinbunde, traf, über Dülmen und Dorsten nach Düsseldorf, dessen zerschossenes Schloß ihn an die Zeit erinnerte, „da man den Franzosen noch die Rheingrenze bestritt.“ Dann ging es weiter nach Aachen, wo er im Präfektur-Bureau den nötigen Paß nach Paris bekommen

sollte. Im Dom zu Aachen suchte er vergebens den Stuhl Kaiser Karls des Großen. Man führte den wißbegierigen Oldenburger zu einer verschlossenen Kiste, in der sich das Heiligtum befinden sollte. Die ausdringliche Inschrift über den Bildern des napoleonischen Kaiserpaares im Rathaus=saal war leider nicht verdeckt: Napoléon le Grand et l'impératrice Josephine se plaisent à nous protéger (Napoleon der Große und die Kaiserin Josephine sind so gnädig, uns zu beschützen).

Jetzt ging die Reise in das heutige Belgien hinein. Die Steinkohlengruben bei Lüttich wurden besucht. Brüssel hielt Salem 1½ Tage fest, und der 1. Mai fand ihn auf dem Schlosse Laeken, das im Besitz Napoleons war. Im Vorhof dieses Palastes fand Salem „unerwartet die sechzehn antiken Büsten von Bronze“ wieder, die er einst in Herrenhausen bei Hannover bewundert hatte. Wir hören leider nicht, daß ihn dieser Anblick aus seiner Betäubung geweckt hätte. Die Weiterreise nach Paris unterbrach er nur, um sich auf den Schlachtfeldern von Jemappes und Demin französischer Siege zu erinnern. In Paris nahm er Quartier in der Straße Richelieu, um so der Bibliothek, dem Theater Français, dem Palais Royal, den Tuilerien und den Boulevards möglichst nahe zu sein.

Salem nützte seinen Aufenthalt in dem Mittelpunkt des damaligen Lebens noch Kräften aus. Er besuchte Theater und Museen und suchte berühmte Männer auf. Die zahlreichen Erinnerungen an die Schmach Deutschlands scheinen ihn nicht gestört zu haben, die fatalen Bezeichnungen Jena=Brücke und Austerlitz=Brücke hindern ihn nicht, die sich anschließenden Quais in seinen Berichten besonders hervorzuheben und dabei den Kaiser zu rühmen, „den abgesagten Feind jeder Unvollendung.“ Er hat Gelegenheit in das Innere des Tuilerienschlusses zu gelangen und die Toilette zu bewundern, welche die Stadt Paris der Kaiserin geschenkt hat, er ist sogar so glücklich, die glänzende Wiege des Königs von Rom zu sehen. „Zu den Häupten prangt eine Viktoria, zu den Füßen ein kleiner Adler, der forschend hinblickt, was aus dem Kindlein werden möchte. Vorn ist ein Genius mit der Wage, zur

Sinken des Oblongs Merkur, welcher der Venus ein Götterkind bringt, zur Rechten der Flußgott der Seine, der seine Urne ergießt.“

Er bewundert den ehemaligen Palast Luxemburg, der den Senat aufgenommen hat, und das ehemalige Palais de Condé, in dem nun das gesetzgebende Korps tagt und wo er durch die Bildsäulen Lykurgs, Solons, Demosthenes' zc. an die Vorzeit erinnert wird, „deren größte Momente die Mitzeit groß erneuert.“

Trotz der drückenden Sommerhize besucht er fleißig die Theater und berichtet seinen Freunden ausführlich über die Aufführungen.

Er erfreut sich an den Künsten des berühmten Seiltänzers Forioso, an Pierres mechanischen Darstellungen ausgezeichneter Gegenden. Er sitzt an schönen Abenden in dem zaubervollen Tivoli-Garten, er besucht das Panorama von Wagram, wo dem Beschauer das Hauptquartier des Kaisers als Stadtpunkt angewiesen ist, und kommt nie auf den Gedanken, daß er in der Hauptstadt des Erzfeindes der Deutschen sich befindet.

Er besucht die Umgegend von Paris, Montmorency, St. Denis, Malmaison zc. Er kommt nach Versailles.

Eine große Zahl bedeutender Männer lernt er kennen, zum Teil Landsleute, die die reichen wissenschaftlichen Schätze, die Napoleon aus allen Ländern zusammengeschleppt hat, angelockt haben. Er drückt Obers die Hand, er spricht mit Alexander von Humboldt und blättert mit ihm dessen Buch über Mexiko durch. Er lernt Jenner kennen, den Erfinder der Schutzpockenimpfung, und erneuert seine Bekanntschaft mit Doktor Gall, dessen Vorlesungen über Schädellehre er lauscht. Er bringt dem Großherzog von Frankfurt, „dem ausgezeichneten deutschen (?) Fürsten,“ seine persönliche Huldigung dar und unterhält sich mit ihm über die jüngsten mannigfachen Bearbeitungen des Buches Ruth. Im Pantheon steht er an den Särgen Rousseaus und Voltaires. Er durchwandert die Hallen der Augustiner, die das Museum der französischen Denkmale bergen. Er schaut über der Pforte des „Museums Napoleon“ am Louvre-Platz die Büste Napoleons in

Bronze, und wir müssen von ihm das Wort hören: „Wo auch waltete wohl sein Bild mit mehrerem Recht, als an dieser Stätte, die durch ihn der Mittelpunkt ward, wo sich, wie nirgends auf der Oberfläche der Erde, die Kunst des Altertums und der neueren Zeit in ihren schönsten Erzeugnissen die Hand bieten.“

Am 9. Juni wurde der König von Rom getauft, und Halem versäumte nicht, dieser Feierlichkeit beizuwohnen. Er zog den Cour-Rock an, band den Degen um und fand sich um 3 Uhr mit einem Eingangsbillet vor dem Thor der Kirche Notre-Dame ein. Nach einer Stunde wurde das Thor geöffniet, und es entstand ein solches Gedränge, daß ihm das Degengehänge gebrochen wurde. In der Kirche sah er den Kaiser und die Kaiserin unter dem Thronhimmel gehen und hörte das Jauchzen des Volkes: „Vive l'Empereur!“ Er hatte das Glück, einer der schönsten Pariserinnen, einer Schauspielerin Levers, gegenüber zu sitzen, und es war ihm ein Fest, ihr zuzusehen.

Am Abend jenes Tages fand im Tuileriengarten ein Fest statt, dem auch Halem beiwohnte. Zu den Hoffesten wurden die Deputierten nicht zugelassen, da sie noch nicht bei Hofe vorgestellt waren. Auf den 23. Juni, an welchem Tage ein großes Fest in St. Cloud stattfand, hatte Graf Bentinck, der ebenfalls zu den Deputierten gehörte, die übrigen Deputierten zu sich in das Landhaus geladen, das er zwischen Paris und St. Cloud gemietet hatte. Die Herren, die doch keine erfreuliche Aufgabe zu erfüllen hatten, verlebten den Mittag „ganz gemütlich.“ Nach dem Essen trank man Kaffee vor dem Hause und sah Tausende von Fahrzeugen nach St. Cloud vorüberrollen. In 8 Minuten hatte man deren 60 gezählt. Gegen 8 Uhr begaben sich die meisten Teilnehmer der Gesellschaft nach St. Cloud und beobachteten das bunte Treiben im Park. Hier sah Halem zum erstenmal das Aufsteigen eines Luftballons und beobachtete staunend das großartige Feuerwerk, dessen Abbrennen den Schluß des Tages bildete. Erst nach Mitternacht lehrte er mit dem Menschenstrom, der sich langsam und gedrängt nach Paris zurück ergoß, wieder heim in die Weltstadt.

Der Monat Juni ging hin, ohne daß die Vorstellung der Deputierten beim Kaiser erfolgt wäre. In der Mitte des Juli, und zwar am 16. jenes Monats, eröffnete Napoleon die Sitzungen des gesetzgebenden Körpers. Er sprach dabei auch unter anderen die Worte: „Die Grundsätze der englischen Regierung, die Neutralität keiner Flagge anerkennen zu wollen, haben mich gezwungen, der Ausflüsse der Ems, der Weser und der Elbe mich zu versichern. Auch eine innere Verbindung mit der Ostsee ward mir unumgänglich. Nicht den Umfang meiner Staaten habe ich vermehren wollen, sondern die Hilfsmittel für die Seemacht!“

Die Deputierten, im ganzen 11 (Oldenburger waren Römer, v. d. Decken, v. Halem und Graf Bentinck), wurden am 31. Juli vom Kaiser empfangen. Napoleon saß auf dem Throne; zur Rechten desselben stand der Fürst Erzkanzler und stellte die Herren, die vom Ceremonienmeister, Grafen Segur, hereingeführt wurden, dem Kaiser vor. Die Deputierten waren schwarz gekleidet, weil wegen des Todes des Großherzogs von Baden Hoftrauer war. Sie verneigten sich dreimal, darauf verlas der erwählte Präsident, der hannoversche Graf Grote, eine Rede. Als Verfasser der Rede gilt Halem. Wer die Rede gelesen hat, wird nicht im Zweifel sein, daß er sie wirklich verfaßt hat. Sie ist nicht nur für Halem, sondern für die damalige Zeit überhaupt charakteristisch und verdient daher eine vollständige Wiedergabe. Sie lautet (in deutscher Uebersetzung) folgendermaßen:

Sire!

Beauftragt, bei Eurer Majestät der Dolmetsch der Gefühle unserer Mitbürger zu sein, nahen wir uns mit der tiefsten Verehrung und mit vollem Vertrauen dem ersten Throne des Weltalls, um dort zu Füßen Eurer Majestät die ehrfurchtvolle Huldigung der Bewohner des deutschen Nordens, Eurer getreuen Unterthanen, niederzulegen, die jetzt vereinigt sind mit Eurem Kaiserreiche, von dem sie die Departements der Elbe- und Wesermündungen und der oberen Ems bilden.

Die göttliche Vorsehung, Sire, in ihren unwandelbaren Schickungen hatte Sie ohne Zweifel dazu bestimmt, nach Verlauf von zehn Jahrhunderten, diesen interessanten Theil Deutschlands, die Wiege und die Heimat der tapferen Sachsen, abermals mit dem Reiche der Franken zu vereinigen. Ihr würdiger Anführer Wittekind unterwarf sich nach langem Kampfe Karl dem Großen, dem Genie, das die Geschichte seines Jahrhunderts leitete. Sein Beispiel und sein Gedächtnis legen uns dieselbe Pflicht gegen Eure Majestät auf, und wie einst unsere Voreltern, so unterwerfen wir uns dem schöpferischen und undurchdringlichen Genius, der die Geschichte des jetzigen Jahrhunderts lenkt.

Loyalität, Aufrichtigkeit und erprobte Treue gegen ihre Fürsten sind die charakteristischen Eigenschaften, welche zu allen Zeiten bei der deutschen Nation hervorgetreten sind und die man bei ihr gesucht hat. Die Abgesandten, die unsere Voreltern einst dem römischen Volke sandten, zögerten gelegentlich eines öffentlichen Festes keinen Augenblick, ohne jegliche weitere Erörterung, den Platz über den versammelten Nationen einzunehmen.

Wir sind in diesem Augenblick stolz darauf, Sire, nicht entartet zu sein! Und diese Eigenschaften sind es, welche das sicherste Band für unsere vollkommene und ehrfurchtsvolle Ergebung gegen Eure Majestät bilden; diese Eigenschaften sind es auch, welche uns treiben werden, mit aufrichtigem Eifer den weiten Blick und die großen Ideen anzuerkennen, welche Eure väterliche Besorgnis Euch fassen und in demselben Augenblick ausführen läßt.

Diese Gefühle, Sire, deren Aufrichtigkeit zu verbürgen wir nicht zögern, lassen uns keinen Zweifel, daß wir nur würdig sind des Wohlwollens Eurer Majestät, wenn wir es mit Eifer erbitten, nachdem Sie uns davon unzweideutige Zeichen gegeben haben. Ihre Dekrete, Sire, haben bereits jedermann beruhigt. Der mächtige Schutz, den Sie dem Eigentum und dem Rechte der Einzelnen gewähren, läßt uns auf eine glückliche Zukunft hoffen. Auf Ihren Befehl, Sire, sind bereits neue Straßen abgesteckt und zum Theil schon auf dem Punkte der Vollendung. Kanäle entstehen und sichern unseren Gegenden leichte Ver-

bindung mit dem Centrum des Kaiserreichs. Der öffentliche Kredit von dem das Heil und die Existenz einer großen Zahl von Familien abhängt, die ihr Glück dem Staate anvertraut haben, wird befestigt, und selbst der Schatten der geringsten Unruhe, sowie das Unglück, das für die Zukunft könnte fürchten lassen, werden verschwinden vor Ihrer väterlichen Sorgfalt. Unter Ihren Auspizien, Sire, werden Rechtschaffenheit und Treue der Deutschen, ohne die wir nicht glücklich sein würden, sich in unserer Heimat erhalten. Mögen die Jahre es Eurer Majestät nicht an Macht fehlen lassen, um das große Werk Ihrer Gedanken zu vollenden.

Der erlauchte Erbe, den der Himmel Frankreich gegeben hat, verbürgt uns die Solidität und die Dauer Ihrer Schöpfungen. Unsere Ankunft in dem Kaiserreiche konnte mit keinem glücklicheren Ereignisse zusammen fallen, als mit dem der Geburt dieses Prinzen. Geruhen Sie, Sire, unsere Glückwünsche entgegenzunehmen. Wir bringen sie dar im Namen der Bewohner des Departements der Elbe- und Wesermündungen und der oberen Ems, zugleich mit der Versicherung unserer Ergebenheit, unserer Unterwürfigkeit und unseres Gehorsams."

Auf diese seltsame Rede erwiderte Napoleon den Vertretern der „erprobten Treue gegen ihren Fürsten“ Folgendes:

„Meine Herren Deputierten der Departements der Elbe, der Weser und der Ems!

Sie sind für immer mit dem Kaiserreiche vereinigt. Keine politische Bewegung kann sie davon trennen. Sie werden alle Obliegenheiten der Franzosen erfüllen; Sie werden sich aller Vorrechte erfreuen, die mit der Eigenschaft eines Franzosen verbunden sind. Ich freue mich der mir ausgesprochenen Gefinnung."

Die Nachkommen der alten Sachsen verließen mit drei Verbeugungen den Saal und wurden bald darauf der Kaiserin vorgestellt, die sich einige Minuten lang sehr freundlich mit ihnen über den Zustand der drei neuen Departements unterhielt.

Bereits am Tage vorher hatte die „Gazette de France“ auf die Deputation hingewiesen und dabei auch von Halem's

in schmeichelhafter Weise gedacht. Der Artikel lautet (in deutscher Uebersetzung): Zu den Vorteilen, die sich für Frankreich aus der Vereinigung der drei Departements des Nordens ergeben werden, gehört auch die Erwerbung mehrerer Männer von ausgezeichneten Verdiensten, deren Talente dazu beitragen werden, nützliche Kenntnisse in ihrem neuen Vaterlande zu verbreiten. Unter der Deputation der drei Departements bei Sr. Maj. dem Kaiser hat man Herrn von Halem bemerkt, den Präsidenten des provisorischen Appellationsgerichtes im vormaligen Herzogtum Oldenburg. Herr von Halem hat in diesem Lande die Reform des Gerichtsverfahrens und die systematische Redaktion der Gesetze geleitet. Gleichzeitig ist er mit großem Erfolge litterarisch thätig gewesen und hat sich ausgezeichnet als Historiker wie als Dichter. Man hat von ihm die „Geschichte von Oldenburg“, ein Werk gelehrter Forschung, „Das Leben des Feldmarschalls Munich“, das in das Französische übersetzt worden ist, und „Das Leben Peters des Großen“, welches Eleganz des Styles mit Sorgfalt der wissenschaftlichen Forschung vereinigt. Eine Uebersetzung dieses Werkes in das Französische steht für die nächste Zeit zu erwarten. Von den dichterischen Arbeiten des Herrn von Halem haben besonders die Dichtungen „Adelheid“ und „Jesus, der Stifter des Gottesreiches“ die Aufmerksamkeit und den Beifall des Publikums gefunden.“

Dieser Artikel mußte dazu beitragen, die Stellung Halem's in der Pariser Gesellschaft außerordentlich zu befestigen, und er that dies auch. Aber schon als Deputierter, der bei Hofe vorgestellt worden war, fand er überall das größte Entgegenkommen. Wenige Tage nach der Huldbildung wurde die Deputation von dem Maréchal du Palais, Herrn Duroc, im Palaß der Tuilerien an glänzender Tafel bewirtet. Andere Einladungen von seiten des Erzkanzlers und mehrerer Minister folgten. Die Deputierten besuchten das Hoftheater zu St. Cloud und wohnten in der Kapelle daselbst der Messe bei, die auch das Kaiserpaar zu besuchen pflegte. Nach der Messe begab sich Napoleon in einen anstoßenden Saal, umging denselben zweimal und sprach dabei etwa 20 Personen an. In Halem's Nähe unter-

hielt sich der Kaiser freundlich und ziemlich lange mit einem Abbate aus der Gegend von Marengo.

Halem nahm seine Rückreise über Brüssel, Antwerpen und Holland. In Brüssel sah er den Bau französischer Kriegsschiffe, „die Donnerkeile, die der Britteninsel Verderben drohen“, aber auch das Hansahaus, das ihn an die glänzenden Zeiten deutschen Handels erinnerte. In Scheveningen horchte er dem elegischen Gesang Amphitritens, „die so mild ihre Arme zur Vereinigung der lange getrennten Länder bietet.“ Er sah die Sonne in das Meer sinken und ein flimmerndes Band auf das Wasser malen, das England mit dem Festlande zu vereinigen schien; das Band strahlte ihm „Ahnung des Friedens“, der doch so sehr fern war.

Voll von den Pariser Eindrücken, kehrte er in die beschränkten Verhältnisse seiner Vaterstadt zurück. Hier wartete seiner eine große Enttäuschung. Er hatte sich um die Stelle eines Präsidenten des Tribunals erster Instanz in Oldenburg beworben; eine bescheidene Bitte, betrug doch das Einkommen derselben 900 Thaler, während er bis jetzt 2000 Thaler bezogen hatte. Zu seiner größten Bestürzung mußte er nun erfahren, daß er nicht Präsident, sondern nur Richter beim Tribunal erster Instanz mit 450 Thalern geworden war. Es erklärte sich dies daraus, daß Napoleon, von Mißtrauen beseelt, befohlen hatte, alle Präsidenten- und Prokureursstellen in den neuen Departements mit Personen der alten Provinzen zu besetzen. Halem konnte von dem Gehalte, das die Stelle erbrachte, nicht anständig leben.

Eine bessere Stelle in seiner Heimat zu erhalten, war unmöglich; denn alle Stellen waren bereits besetzt worden. So verwaltete er denn die Richterstelle bei dem Tribunal und war gleichzeitig provisorischer Präsident desselben, denn der Franzose, der dazu ernannt worden war, hatte sich nicht eingefunden. Von Hamburg aus kam ein Rat des kaiserlichen Gerichtshofes, namens Degen, um die feierliche Installation des Tribunals vorzunehmen. Dies geschah am 27. August 1811. Halem eröffnete das Tribunal mit einer Rede, die der beste Beweis dafür ist, daß die trüben Erfahrungen, die er gemacht hatte, seine Be-

geisterung für napoleonische Reformen nicht im geringsten gedämpft hatten. Die Hauptstellen jener Rede lauten wie folgt: „Es ist ein großer Augenblick, da dies Tribunal, durch den gegenwärtigen höchst verehrten Herrn Deputierten zur Handhabung neuer Gesetze und neuer Formen für eine Volksmenge von 100 000 Menschen feierlich eingesetzt ist, ein Augenblick, dem wir lange mit tief erschütterndem Gefühle seiner Wichtigkeit entgegenzusehen. — — Wir sahen neben uns, jenseits des Rheines, eine neue Gesetzgebung erwachsen und im Sturm zum Baum werden, dessen Aeste bald die Nachbarschaft überschatteten. Er überschattet auch uns. Wohl uns, daß es nur geschah, nachdem er in den Stürmen der Erfahrung tiefer wurzelte und nun in herrlicher Krone uns winket. Mit Zuversicht begeben wir uns in diesen Schatten, den Napoleons des Großen Hand über uns breitete. — — Der Name Napoleons, der auf jeder Höhe glänzt, wird auch am Firmament des Rechtes ewig als Polarstern strahlen. Mit Vertrauen folgen wir seinem leitenden Lichte. Verschwinden wird bald die Unruhe, die von jeder schnellen Veränderung alter Weisen unzertrennlich ist. — — Wir wollen arbeiten, das Kaiser-Gesetz vor Augen, Gott, der das höchste Gesetz in unser Herz schrieb, Gott wird uns stärken.“ — Halem so sehr er an seiner Vaterstadt hing, sah sich nunmehr gezwungen, um die Stelle eines Rates bei dem kaiserlichen Gerichtshofe in Hamburg anzuhalten, die ein Gehalt von 5000 Franken einbrachte. Anfang 1812 erhielt er dieselbe. Am 8. Januar 1812 verließ er Oldenburg, wo er sein Haus und seine Bibliothek, seine Freunde und die Gräber seiner Lieben zurückließ. Seinen Gefühlen gab er Ausdruck in einem Gedichte:

Wenn der Zeit fürchtbares Getrieb auch mich faßt,  
Mich entreißt dem Vaterland und der Freundschaft,  
Und dem Kreis, wo nicht ich vergebens wirkte,  
Kann ich es wenden?

O, du winkst von lustiger Höhe umsonst mir,  
Grab des Ahns und Näherer, die zur Ruhe  
Ich geführt. O, daß ich dem Wink nicht folge,  
Kann ich es wenden?



Wenden, was uns nicht bei der Wieg' ein Nennchen  
Sang, dem Jüngling nicht die Geschichte' im Lehrstuhl  
Weisjagt, und was selbst nicht dem Mann im Donner  
Scholl der Bastille. —

Auf denn, Kindlein, sammelt euch um den Vater!  
Und o Weib, Erkorene, die des Lebens  
Mühe mir hold erleichtert durch Lieb' und Frohsinn,  
Züchtig vereinet,

Lassen wir die Heimat! Vertrauen und Mut sind  
Engel, die auf sicherer Bahn die Guten  
Leiten. Ja, der Gott, der sie mild uns sendet,  
Führet zum Heil uns.

Einmal noch den Blick zum besonnten Turme! —  
Vaterstadt, die blühen ich sah im Hauche  
Milder Herrschaft, hege die Blut' und denke  
Des, den du aufzogst.

### 3. Prinz Georg von Oldenburg.

Der Herzog und der Erbprinz in Rußland.

Im fernen Rußland fand das Geschick des oldenburgischen Fürstenhauses die innigste Teilnahme. Die Familienbände, die beide Fürstenfamilien, die russische und die oldenburgische, verbanden, waren noch gefestigt worden durch die Vermählung des Prinzen Georg von Oldenburg mit der Schwester des russischen Kaisers, der Großfürstin Catharina. Es war natürlich, daß von Rußland aus an den schwergeprüften Herzog die Aufforderung erging, er möge sich an den dortigen Hof zurückziehen. Am 14. März 1811 kam er mit dem Erbprinzen und mit Gefolge in Petersburg an, von der russischen kaiserlichen Familie mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt. Er wohnte im Dnikowschen Palais und erhielt eine Compagnie der Garde als Ehrenwache. Kammerherren und Kammerjunker hatten die Aufwartung. In den nächsten Tagen nach seiner Ankunft empfing er die Minister, die Gesandten, Generäle &c. in Audienz. Sein wahrhaft fürstlicher Anstand gewann ihm rasch aller Herzen. Die Achtung, deren er sich erfreute, wuchs noch, als man hörte, der Herzog lehne alle Anerbietungen der fürstlichen Ver-

wandten ab und wolle nur dann im Dienste des Kaisers thätig sein, wenn man ihm weder Gehalt noch öffentliche Ehrenstellen zuwende. Bald nach den Empfangsfeierlichkeiten kehrte der Prinz Georg mit seiner Gemahlin nach Twer, wo er residierte, zurück. Am 6. Mai folgten ihm der Herzog und der Erbprinz.

Prinz Georg von Oldenburg war eine liebenswürdige, reich begabte Persönlichkeit. Ein Rückblick auf sein zwar kurzes, aber gesegnetes Leben ist in mehrfacher Hinsicht interessant, um so mehr, da er der Stammvater des russischen Zweiges des oldenburgischen Fürstenhauses ist und zu den „fürstlichen Dichtern“ Deutschlands zählt.

Nach dem frühen Tode der Mutter stand der Prinz Georg ebenso wie sein älterer Bruder, der Erbprinz Paul Friedrich August, unter der Aufsicht der Oberhofmeisterin von Wisleben. Der Herzog sah die beiden Prinzen täglich und beschäftigte sich viel mit ihnen. Ganz im Geiste jener Tage, die den Fragen der Erziehung ein so großes Interesse zuwandten, schrieb er dasjenige auf, was er für die Hauptgrundsätze der Erziehung hielt. Es finden sich in den Aufzeichnungen die schönen Worte: „Wenn Geburt und Vermögen der Eltern Vorteile für die Erziehung der Kinder gewähren, so steht dem der tiefe Schaden gegenüber, daß die Kinder leicht eingebildet werden auf diese unverdienten Vorzüge. Es kommt darauf an, sie dieselben ertragen zu lehren, ohne daß sie Schaden nehmen an Eigenschaften des Herzens.“ —

Als die jungen Prinzen heranwuchsen, ernannte der Herzog den Subkonrektor Kruse zu ihrem Instruktor, nicht ohne das er ihm vorher die erwähnten Aufzeichnungen über Prinzenerziehung mitgeteilt hätte. An Kruse hatten beide Prinzen 15 Jahre lang einen vorzüglichen Lehrer und Erzieher. Sie machten während dieser Zeit gelegentlich kurze Besuche bei den verwandten Höfen in Plön, Schwerin und Stuttgart. Auch die adeligen Familien im Lande suchten sie auf, die Wisleben auf Hude, die Dorgelo auf Höben zc. Im Jahre 1803 bezogen beide Prinzen die Universität Leipzig. Als Gouverneur begleitete sie der Baron von Malkahn, als Repetent Kruse, der mittlerweile zum Konsistorialrat befördert worden war. Sie hatten



einen Rechnungsführer, mehrere Haus- und Stalldiener; auch standen 8 Reit- und Kutschpferde sowie mehrere Equipagen zu ihrer Verfügung. Der Weise ihrer Zeit gemäß besuchten die Prinzen nur selten eine öffentliche Vorlesung, sondern hatten Privatissima. Unter den Professoren war ihnen Platner der liebste. In jener Zeit studierten mehrere Söhne vornehmer Häuser in Leipzig, mit denen die Oldenburger verkehrten, so ein Prinz von Holstein-Beck, ein Graf von der Lippe, ein Prinz von Schönburg u. a. m. Auch verkehrten sie in den Häusern der reichen Bankiers Frege und Dufour. Hochstehende und interessante Persönlichkeiten, die Leipzig besuchten, lernten sie kennen, so den Herzog Eugen von Württemberg, den König von Schweden, den Herzog von Weimar, die geistvolle Französin Frau von Staël &c. Im Atelier Tischbeins übten sie Urteil und Auge; im Schauspiel sahen sie den berühmten Iffland. Die Ferien wurden benutzt zu Ausflügen in die schöne sächsische Schweiz und in das Erzgebirge. Als sich ihre Studienzeit dem Ende näherte, hatten sie Gelegenheit, den Weimariſchen Hof und seine großen Dichter kennen zu lernen. Sie trafen nämlich mit ihrem Vater in Weimar zusammen, nachdem sich der dortige Erbprinz mit der schönen russischen Großfürstin Maria Pawlowna vermählt hatte, einer Kousine der oldenburgischen Prinzen. Sie nahmen teil an den Hoffestlichkeiten, zu denen Schiller seine berühmte „Huldigung der Künste“ dichtete. Im Februar des folgenden Jahres waren sie zu dem Geburtstage der Erbprinzessin wieder in Weimar. Bald darauf kehrten die Prinzen nach Oldenburg zurück. Die Reise dahin dauerte nicht weniger als 8 Tage, und der schlechte Zustand der Landstraßen verursachte mehrfach gebrochene Achsen und zertrümmerte Räder.

Nachdem die beiden Prinzen sich mehrere Monate in Oldenburg aufgehalten, traten sie im Sommer 1805 unter Begleitung des Barons von Malkajm und eines jungen Grafen Holmer eine Reise an, um ihre Ausbildung zu vollenden. Sie besuchten England und Schottland, wurden bei Hofe vorgestellt, lernten englisches Verfassungsleben kennen und studierten das Leben und Treiben eines freien, meerbherrschenden Volkes in den großen Hafens- und

Fabrikstädten. Im August 1807 kehrten sie in ihr Vaterland zurück. Wie sehr aber hatten sich die Verhältnisse geändert! Schwer lag der Druck der politischen Verhältnisse auf dem unglücklichen Heimatlande, und man kann denken, wie sehr die jungen Prinzen darunter leiden mußten.

Von nun an trennen sich ihre Wege. Im Frühjahr 1808 schickte der Herzog seinen zweiten Sohn an den verwandten russischen Hof, um dort ein passendes Arbeitsfeld zu suchen und zu finden. Als Sproß eines verwandten Hauses wurde er mit großer Auszeichnung empfangen. Der Kaiser ernannte ihn zum Gouverneur von Nowgorod, Twer und Jaroslaw und zum Direktor der gesamten Wasser- und Landkommunikation. Als im selben Jahre der Kongreß zu Erfurt stattfand, suchte Napoleon die Hand der Großfürstin Catharina Paulowna (geb. 21. Mai 1788) zu erhalten, der Schwester des Kaisers. Die Kaiserin-Mutter, die das weiche, nachgiebige Gemüt ihres Sohnes kannte, überblickte die Gefahr und unterstützte nachdrücklich die Bewerbung des Prinzen Georg von Oldenburg, der seiner schönen Koufine von Herzen zugethan war. Er erhielt das Jawort; am 28. Oktober 1808 fand die Verlobung und am 30. April 1809 in Petersburg die feierliche Vermählung statt.

Die Residenz des fürstlichen Paares war Twer an der Wolga. Da der Sitz vieler Behörden dahin verlegt wurde, zahlreiche Fremde dahinkamen, auch die kaiserliche Familie wiederholt daselbst erschien, so wurde die früher so öde und menschenleere Stadt sehr gehoben. Der Prinz ließ die Reste der alten Befestungen in Anpflanzungen verwandeln und an den Ufern der Wolga Promenaden anlegen. Er war eifrig bemüht, in seinen Gouvernements der Unredlichkeit in Verwaltung und Justiz zu steuern und sie in jeder Weise zu heben. Daß er bei den in Rußland herrschenden Zuständen dabei bittere Erfahrungen machen mußte, war unausbleiblich. Auch verhinderte ihn sein früher Tod, alle seine Pläne zu verwirklichen.

In seinen Mußestunden beschäftigte er sich mit der Pflege der Dichtkunst, der er schon vor seinen Universitäts-Jahren gehuldigt hatte.



Seine Thätigkeit als Dichter war kein Geheimnis geblieben, und in seinem Glückwunsch zur Vermählung konnte Ulrich von Schlippenbach mit Recht sagen:

„O, laß in dir so wohlbekannten Lauten,  
Die deutsche Muse sich des Tages freun.  
Sie kennt, sie liebt dich, innig ihr Vertrauten,  
Sie darf dir ihre Lieder weihn.  
Nur schüchtern nahend der Paläste Schwellen,  
Wagt sie an deine Seite sich zu stellen.“ —

Aus demselben Jahre stammt ein Brief des Prinzen an Halem\*), der Zeugnis davon ablegt, daß es ihm völlig ernst mit der Kunst war:

„Seien Sie überzeugt, daß ich fern von Ihnen den Muses huldige, und wünschte, sie möchten hier heimisch werden.

Pawlosk, den 11. August 1809.

Georg.“

Der Prinz gab noch bei seinen Lebzeiten dem Professor Buhle in Moskau den Auftrag, die Gedichte drucken zu lassen. Sie erschienen unter dem Titel „Poetische Versuche“ im Jahre 1810 in Moskau, mit Titelvignette und Kupfern verziert, die seine Gemahlin gezeichnet und ein ungarischer Künstler, der in jener Zeit bei der Moskauer Universität angestellt war, gestochen hatte. Die ganze Auflage war nur 50 Exemplare stark, woraus sich die außerordentliche Seltenheit der „Poetischen Versuche“ erklärt. Einige der Lieder hat der Komponist Häfeler in Moskau in Musik gesetzt. Ein Nachtrag der „Poetischen Versuche“ erschien im Jahre 1813 in Petersburg. Der Herausgeber war wieder der Professor Buhle, der diesmal von der Großfürstin Catharina dazu veranlaßt worden war. Die Auflage war jedoch nur 25 Exemplare stark.

Die „Poetischen Versuche“ des Prinzen waren nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt. Wenn sich deshalb eine eingehende Besprechung von selbst verbietet, so sei doch folgendes darüber mitgeteilt: Wir finden darin Gedichte an seinen Vater, an seine Gemahlin, an den russischen Kaiser, ferner rein lyrische Gedichte und einige epische, von denen eine Bearbeitung von „Friedrichs Löwenkampf“ besonders hervorzuheben ist. Der Prinz stand zwar unter dem Ein-

\*) Aus Halem's handschr. Briefwechsel auf der großh. Bibliothek.

flusse Schillers, das hinderte ihn aber nicht, kräftig für Bürger einzutreten. Auch blieb er dem Weimarer Dichter auf dessen Epigramm auf den Weserstrom (Leider von mir ist zc.) die Antwort nicht schuldig:

Du wußtest nichts vom Weserstrand —  
Du kanntest nicht des Nordens Herrscherstamm,  
Der seine Wiege da einst fand —  
Und machtest so auf dich ein Epigramm.

Einige Dichtungen des oldenburgischen Prinzen mögen eine Probe seines dichterischen Könnens geben:

Wer ist ein Dichter?

Der so wie Schiller denkt, wie Goethe dichtet,  
Wie Wieland spricht, wie Klopstock fühlt,  
Wie Hölty mit den Mufen spielt,  
Wie Bof die Rotten zählt, die Glieder richtet.

An die Freundschaft.

Du führst mich heim ins selige Gebiet,  
Wenn mich das Heer der Sorgen zügelt;  
Du bist's, die mich mit Mut beflügelt,  
Wenn meiner frohen Kindheit Wahn entflieht.

Du schenkest unter niederm Hüttdach  
Dem Bettler selbst die reinsten Freuden:  
Ihn muß des Landes Herrscher neiden,  
Oft schlägt ihm nicht des Freundes Herzensschlag.

Du trocknest manchen heißen Thränenguß,  
Der ohne Dich traum! Nie versiegte.  
Du, die in süßen Schlummer wiegte  
Den Säugling, labst den Mann durch Freundesküß.

Giebt's höh're Wonne, giebt's ein größer Glück,  
Als mit den Freunden froh zu scherzen?  
Die Freundschaft geht, sie kommt vom Herzen;  
Wir lesen Lust und Schmerz im Freundesblick.

Wenn bleiche Krankheit mich außs Lager beugt,  
Freund, nahe meinem Sterbebette! —  
Erkaufe Sklaven mit der Kette,  
Die feile Schar, die vor dem Stolz sich neigt,

Der Du geglaubt, Du könntest ohne Freund  
Mit Deinem Gelde Herzen werben! —  
Ich kann in dessen Armen sterben,  
Der eine Thräne mir am Grabe weint.

An meine Gattin.

Sonett.

Bei Meeresstille harret der Schiffer lange,  
 Bis ihm vom günst'gen West das Segel schwillt,  
 Wie ihn zum Port, führst Du mich zum Gefange,  
 Zum Lebensborne heim, der ewig quillt.  
 Fort schwing' ich mich durch der Gedanken Räume  
 Und fühl' entfesselt mich im Reich der Träume;  
 Denn Du, o Du ersiehst im zarten Keime,  
 Was nur in edlem Herzen herrlich blüht.  
 In die geheimnisvollen, stillen Räume  
 Der Seele tief der Menschenkammer blickt,  
 Der Blick aus Dir den Säng' hoch entfeuert,  
 Denn vor ihm steht die bess're Welt entschleiert.

Kriegsgefang.

Euch winkt der Ruhm, der Allmachtsruf der Pflicht ertönt.  
 Ruthenias beherzte Helden auf, verhöhnt  
 Die Welt! Der rauhe Norden wird ein Zufluchtsort,  
 Der Feind erliegt, und Friede folgt auf langen Nord.  
 Die Völker trauern, und die Throne stürzen ein.  
 Uns schützt ein edler Mut, der heil'gen Fahne Schein,  
 Vor Alexanders Heer weht sie im Siegesflug,  
 Und führt im rauschenden Triumph den Kaiserzug.  
 O stolzer werde Deines Namens Dich bewußt!  
 Des Russen Blut ist warm und ebern seine Brust.  
 Der höchste Stolz ist Sieg, giebt gottesgleichen Rang,  
 Und in des Aethers Reiche dringt der Schlachtgesang.  
 Dem Norden dräue nicht, verwegener Gallier,  
 Ihm wich der ewige Koloß, der Römer Heer.  
 Es fühlt auch jetzt sich frei des kalten Nordens Sohn,  
 Und Liebe sichert unser's milden Herrschers Thron.  
 Ihr Sieggekrönten, führt auch uns des Ruhmes Bahn  
 Und klimmt den Tempel der Unsterblichkeit hinan.  
 Der Feind ringt um der Welt alleinigen Besitz,  
 Es schleudere auf ihn der Donnerer den Blitz!  
 Und Ihr, die schon die Schlacht ins Schattenland entführt,  
 Euch siegend folgen, sei der Schwur, der Euch gebührt,  
 Wir kämpfen kühn, auf Thaten stolz, der Väter Streit,  
 Für uns ist Gott, für uns ist die Gerechtigkeit!

Im Frühjahr 1810 berief der Prinz Georg einen  
 Landsmann als seinen Adjutanten, der zu den vorzüglich-  
 sten Männern gehört, die das Oldenburger Land, und zwar  
 nicht nur das Oldenburg des 19. Jahrhunderts, hervor-

gebracht hat. Es war Wilhelm Gustav Friedrich Wardenburg (geb. 1781 Mai 15 zu Fedderwarden in der Herrlichkeit Knipphausen als Sohn eines Geistlichen; gest. 1838 Mai 29 in Oldenburg).

Wardenburg hatte bereits in österreichischem Dienste den italienischen Feldzug 1799—1800, sowie in russischem die Feldzüge von 1805, 1806—1807 mitgemacht und dann in Finnland gegen die Schweden gefochten.

Der Brief, in dem er seiner in Delmenhorst lebenden Mutter von seiner Beförderung Mitteilung macht, ist für den Brieffschreiber ungemein charakteristisch. Es heißt darin: „So hätte sich denn mein Schicksal endlich zu meinem Vortheile verändert, und nach einer langen, stürmischen Reise sehe ich mich plötzlich in den Hafen der Ruhe versetzt. Niemand gewiß nimmt mehr teil an dieser glücklichen Wendung als Sie, geliebte Mutter, die mit so unendlicher Sorgfalt für ihre Kinder lebt, und deren größtes Glück das Wohl derselben ausmacht. Gott erhalte Sie zu unserer Freude noch lange und lasse es Ihnen wohl gehen, und wenn ich noch einmal in Ihren Armen Ihnen die Gefühle der kindlichen Liebe und Dankbarkeit weihen könnte, dann ist das Ziel meiner Wünsche erfüllt.“

Auf Veranlassung Wardenburgs richtete seine Mutter ein Dankschreiben an den Prinzen. In der Antwort des Prinzen Georg heißt es, daß er sich freue, daß er „seinem Landsmanne habe nützlich werden können, der mit allgemeiner Auszeichnung gedient habe.“ Wardenburg hatte es der Verwendung des Prinzen ferner zu verdanken, daß der Kaiser ihn als Oberleutnant in die Preobrajenschkische Garde versetzte, wodurch er in der Armee um zwei Grade aufrückte.

Der Glanz eines Fürstenhofes trat dem neuen Adjutanten namentlich entgegen, als das prinzliche Hoflager nach Pawlowsk, der Sommerresidenz der Kaiserin-Mutter, verlegt wurde. Die Reise von Twer nach Petersburg erfolgte zu Schiffe auf zwei besonders erbauten und fürstlich eingerichteten Ruderschiffen. In Petersburg angekommen, wurde das prinzliche Paar von dem Kaiser und dem ganzen Hofe empfangen. Die Geschütze donnerten, und die zahllose Menge am Ufer rief hurra.

In Pawlowsk wurde dem prinzlischen Paare am 22. August 1810 der erste Sohn geboren, der Prinz Friedrich Paul Alexander. Der Prinz schickte seinen Adjutanten mit der frohen Botschaft nach Oldenburg zum Herzoge Peter.

Als er im Dezember zurückkehrte, war der Hof bereits wieder in Twer. Wenige Monate noch, und Wardenburg sah daselbst auch seinen Landesherrn, einen unglücklichen, seines Landes beraubten Fürsten.

Prinz Georg und seine Gemahlin thaten das Möglichste, um dem Herzoge und dem Erbprinzen ihr schweres Loos zu erleichtern. In Wardenburg regte sich indessen wieder der Soldat. Er bat den Prinzen um die Erlaubnis, als Freiwilliger den Feldzug der Russen gegen die Türken mitmachen zu dürfen. Zu seinem Erstaunen theilte ihm dieser das bevorstehende Ausbrechen eines russisch-französischen Krieges mit, an dem er selbst sich beteiligen werde. Unter diesen Umständen gab Wardenburg, der nun Aussicht hatte, mit seinem Prinzen ins Feld zu ziehen, natürlich sein Vorhaben auf.

Im Jahre 1812 brach dann das Unwetter los. Am 27. April kam der Kaiser von Rußland im Hauptquartier zu Wilna an. Einige Tage später folgte der Prinz Georg. Auch der Erbprinz fand sich ein. Er hatte Reval verlassen, wo er seit dem Herbst 1811 als Gouverneur von Estland lebte und den Versuch gemacht hatte, die soziale Lage der hörigen Bauern zu bessern. Der Herzog blieb in Petersburg. — Bekanntlich zog sich die russische Armee vor den überlegenen französischen Streitkräften in das Innere des Reiches zurück. In Drißa verließ der Kaiser die Armee, nachdem er Barklai de Tolly den Befehl übergeben hatte. Er wollte für neue Zurüstungen sorgen. Mit ihm ging Prinz Georg, um in seinem Bezirke die Milizen zu errichten. Der Erbprinz blieb im Hauptquartier, ebenso Wardenburg, der dem General Barklai de Tolly, der ihn noch aus dem Feldzuge in Finnland kannte, als Adjutant zugewiesen wurde. Beide Männer machten die Schlachten bei Smolensk und Borodino mit. Bei Borodino zeigte der Erbprinz sich so tapfer und unerschrocken, daß er auf Empfehlung Barklais vom Kaiser den goldenen Ehrendegen

für Tapferkeit erhielt. Beide waren zugegen bei der Räumung Moskkaus, standen mit bei Tarutino und konnten dann noch den beginnenden furchtbaren Rückzug der großen Armee beobachten. Bei Tarutino erwarb sich der Prinz, der im heftigsten Feuer zu einer Batterie sprengte, um ihr einen Befehl zu überbringen, den St. Georgs-Orden. Wardenburg erwarb sich durch sein tapferes Verhalten in diesem Feldzuge einen hohen russischen Orden und den Rang eines Gardefapitäns.

Im Dezember erhielt der Erbprinz von Oldenburg vom russischen Kaiser den Befehl, sich nach Petersburg zu begeben. Die Veranlassung dazu war eine höchst traurige:

Der Prinz Georg von Oldenburg hatte die Errichtung der Milizen in seinem Bezirke beendigt und wünschte nun nichts sehnlicher, als zur Armee zurückkehren zu dürfen. Als der Kaiser ihm diesen Wunsch nicht gewährte, schickte er seinen Adjutanten Wardenburg, der vom Feldmarschall Kutusow mit der Botschaft des Sieges von Winkowo zu ihm gesandt worden war, nach Petersburg an den Kaiser mit der Bitte, ihm jetzt die Rückkehr zur Armee zu gestatten. Wardenburg wurde vom Kaiser sehr freundlich aufgenommen, es gelang ihm aber erst nach Wochen, einen dem Prinzen günstigen Bescheid zu erhalten. Er konnte nunmehr seinem Herrn die Einladung des Kaisers überbringen, ihn zur Armee zu begleiten. Hoherfreut begab sich das prinzliche Paar von Jaroslawl zunächst nach Twer. In Nowgorod gedachte der Prinz sich dem Kaiser anzuschließen. Aber das Schicksal fügte es anders. Der Prinz war in Twer außerordentlich thätig und sah überall nach dem Rechten. Als ihm eines Tages der Intendant, der mit der Ueberwachung der Hospitäler betraut war, die Meldung machte, einige Mängel in den Gebäuden, deren Abstellung der Prinz befohlen hatte, wären noch immer nicht beseitigt, beschloß der Prinz, sofort selbst hinzufahren. Wardenburg, der sich am Tage vorher überzeugt hatte, daß viele der Soldaten, die das Hospital füllten, an einer pestartigen Krankheit litten, die täglich viele dahintrasse, bat ihn, von seinem Vorhaben abzulassen; aber vergebens. Der Prinz fuhr hin.

Einige Tage später kam die Krankheit, die der Prinz sich bei dem Besuche jenes Krankenhauses zugezogen hatte, zum Ausbruch. Da die Hofärzte bei den beiden Prinzen (ein zweiter Prinz Constantin Friedrich Peter war am 26. August 1812 geboren) zurückgeblieben waren, so wandte man sich an den Arzt eines Jägerbataillons. Dieser erklärte die Krankheit für unbedenklich. Aber er sollte sich geirrt haben. Die Krankheit nahm zu. Als der Statsrat Bach anlangte, konnte er keine Hoffnung mehr geben. Am 27. Dezember 1812 verstarb der Prinz, ein Opfer seiner Menschenfreundlichkeit.

Die Leiche des so früh aus dem Leben Geschiedenen wurde von Twer nach Petersburg gebracht, begleitet von seinem Adjutanten. Acht Tage lang war der Leichenzug unterwegs. In langsamem Schritt zog er seine Straße. Nirgends durfte er anhalten. In Petersburg erfolgte am 10. Januar 1813 die Beisetzung in der evangelischen St. Petri-Kirche. Es war eine grimmige Kälte, und die Petersburger Garnison, die an der Newskischen Perspektive aufgestellt war, hatte mächtige Feuer auf der Straße angezündet, um das Erfrieren der Glieder zu verhindern. Die Leiche war mehrere Tage in der Kirche ausgestellt. Die Adjutanten hielten Tag und Nacht Wache, entblößten Hauptes, mit gezogenem Degen. Auch sie konnten sich nur notdürftig durch Becken mit brennenden Kohlen vor der strengen Kälte schützen.

Der Herzog Peter ertrug diesen neuen, schrecklichen Schlag des Schicksals wie ein Held. Weit über Rußlands Grenzen hinaus erregte die Nachricht vom Tode des Prinzen die schmerzlichste Theilnahme. Die Witwe Schillers, Charlott von Schiller, sprach sich damals in einem Briefe folgendermaßen aus: „Gestern ist die Nachricht des Todes des Prinzen von Oldenburg gekommen, der mit der Großfürstin Catharina so glücklich war. Er ist in Twer an einem hitzigen Nervenfieber gestorben. Die Art seines Todes ist so edel, daß man ihn selbst nicht beklagen sollte, weil er im Gefühl seiner Pflicht sich wagte. Es waren in den Hospitälern so viele Kranke in einem Saal, wo die Sterbenden so schrecklich waren. Man wollte ihn nicht hinlassen, als er die Hospitäler besuchte. „Da will ich eben hin,“ sagte

er, „denn da kann ich vielleicht noch manche Schmerzen erleichtern.“ Seine Natur war aber zu schwach, und er fühlte sich gleich krank; und drei Tage danach war auch er das Opfer! Es war ein Mensch von großem Verstand, vielen Kenntnissen und so brav und gut. Es ist, als sollte das Gute aus der Welt verschwinden! Seine Gemahlin liebte ihn unaussprechlich. Er hat viel zu ihrer Bildung beigetragen; sie hat mit ihm sich unterrichtet, und beide haben so recht das Leben miteinander geteilt.“ Einige Tage später heißt es: „Der Prinz von Oldenburg hat Oden von Horaz übersetzt und die alten Sprachen sehr gut gekannt, auch selbst gedichtet. Dies ist wirklich eine seltene Erscheinung; den Vater liebe ich auch sehr, es ist ein edler Mensch und seine ganze Gestalt und Wesen spricht dies aus. Den Bruder liebe ich auch sehr. Es sind ausgezeichnete Menschen in ihrer Klasse.“

Mehr denn 13 Jahre später (die Witve des Prinzen hatte sich inzwischen mit dem Könige von Württemberg vermählt. Sie starb 1819, Januar 9) ließ der Herzog Peter die Gebeine seines verstorbenen Sohnes nach Oldenburg überführen. Am 14. Mai 1826 übergab der ehemalige Hofprediger des Prinzen die sterblichen Ueberreste im Beisein der Behörden und der sämtlichen Lehrer der deutschen Hauptschule in Petersburg dem oldenburgischen Generalkonsul. Er sprach dabei u. a. die folgenden Worte, denen man wohl im Hinblick auf die seit dem Tode des Prinzen bereits verflossenen 13 Jahre eine größere Bedeutung zu messen darf, als sie sonst Grabreden nicht selten eigen ist: „Mit Wehmut werden wir von nun an auf jene, uns heiliger gewordene und nun verlassene Halle unseres Tempels blicken, in welcher der geweihte Staub des edelsten der Fürsten bis dahin ruhte, der Rußlands hohem Herrscherstamme durch zwiefache Bande älterer Verwandtschaft und späterer Verbindung angehörte, den unseres Kaiserhauses erhabene Glieder mit ungeteilter Liebe Bruder nannten, der seines hohen Wirkungskreises Segen, der leidenden Menschheit Trost und helfender Engel war, und durch die Güte seiner hohen Seele, die schon aus seinem milden Blicke strahlte, aller Herzen fesselte.“

Von Kronstadt aus wurde die Leiche zu Schiff in



das Vaterland gebracht. In der herzoglichen Begräbniskapelle auf dem Gertrudentkirchhofe fand sie ihre letzte Ruhesätte.

#### 4. Das Elend der Fremdherrschaft.

Das Departement der Wesermündungen bestand aus vier Arrondissements, deren jedes von einem Unterpräfekten verwaltet wurde. Die Arrondissements zerfielen in Kantone, diese in Mairien. Die Arrondissements waren Bremen, Oldenburg, Nienburg und Bremerlehe. Das alte Herzogtum, mit Ausnahme des Landes Währden, welches zu Bremerlehe kam, bildete das Arrondissement Oldenburg. Die beiden Aemter Wechta und Cloppenburg kamen zum Arrondissement Quakenbrück, welches als solches dem Oberemsdepartement angehörte. Ausgenommen war das Amt Twistringen, welches zu Nienburg kam. So war also das Band, das erst seit wenigen Jahren die alten und die neuen Landesteile verband, bereits wieder zerrissen.

In ihrem ganzen Umfange trat die französische Verfassung erst mit dem 20. August 1811 in Kraft. Landgerichte, Justizkanzlei, Beamte, alles hörte auf. Es wurden im Lande 10 Friedensgerichte bestellt, sowie ein Tribunal erster Instanz, von dem aus man an den kaiserlichen Gerichtshof in Hamburg appellieren konnte. Das Oldenburger Tribunal hatte einen Präsidenten (einen Franzosen, der sich hier aber nicht sehen ließ), 3 Richter, einen Greffier (Gerichtsschreiber) und einen kaiserlichen Procureur (Anwalt). In den einzelnen Theilen des Arrondissements gab es Kantons- und Distriktsnotäre. Die einzige Behörde, die bestehen blieb, war das Konsistorium. Sein Einfluß aber wurde sehr beschnitten. Statt der alten einfachen Gesetze trat das französische Recht ein. Das öffentliche Gerichtsverfahren wurde eingeführt, ebenso das französische Hypothekenwesen. Das Lehnswesen wurde aufgehoben, die Zerstückelung der Bauerngüter gestattet, bei Erbteilungen gleiche Theilung eingeführt, gegen Patente Gewerbefreiheit gegeben. Daß manche dieser Neuerungen wohlthätig hätten sein können, läßt sich nicht leugnen; da aber der nötige Uebergang fehlte, ebenso keine Rücksicht auf die eigenarti-

gen Verhältnisse des Landes genommen wurde, so mußte die nächste Folge eine Erschütterung aller Verhältnisse und eine allgemeine Unsicherheit sein.

Eine Centralbehörde für die drei Departements der Wesermündungen, der Elbmündungen und der oberen Ems war in Hamburg. An der Spitze derselben stand der General-Gouverneur Prinz von Schmühl. Das Mißtrauen, das man in die neuen Provinzen setzte, kam auch bei der Besetzung der höheren Beamtenstellen zum Ausdruck. Sie wurden nur an Franzosen vergeben, und da der Bedarf nicht völlig gedeckt werden konnte, so wurden die Richterstellen der Präsidenten und der Procureurs nur zum Teil besetzt. Daß es dabei an Mißgriffen nicht fehlte, ist selbstverständlich, Präsident des Tribunals in Bremen z. B. war ein dienstunfähiger Offizier, dem die deutsche Sprache völlig unbekannt war. Von ihm wird erzählt, er habe denjenigen Rednern, die am ärgsten polterten, zugenickt und zu seinen Kollegen geäußert: „Il parle bien, il parait avoir raison!“ (Er spricht gut, er scheint recht zu haben.) Diese Aeußerung war aber eines Tages sehr übel angebracht, als es sich um einen scheltenden Schmuggler handelte, der an den Franzosen kein gutes Haar ließ.

An der Spitze des Departements der Wesermündungen stand Graf Arberg, Staatsrats-Auditeur und kaiserlicher Kammerherr. Der Graf war von deutscher Abkunft. Sein Vater hatte zur Zeit der Geburt seines Sohnes in Belgien die österreichischen Truppen kommandiert. Seine Mutter war eine geborene Prinzessin von Stolberg-Geldern. Sie war Oberhofmeisterin der Kaiserin Josephine. Der Graf hatte schon einmal eine wichtige Mission gehabt. Er war in vertraulicher Sendung im Jahre 1806 am preussischen Hofe gewesen und erzählte wohl gelegentlich, daß sich in der Unterredung der König von Preußen sehr verlegen und unbeholfen gezeigt habe. Graf Arberg verleugnete seine deutsche Abstammung nicht. Er war von deutscher Gesinnung, soweit ein Anhänger Napoleons dieselbe überhaupt haben konnte. Diese, seine deutsche Gesinnung zeigte sich namentlich darin, daß er die Deutschen stets den Franzosen vorzog, die er geradezu haßte und daß er sich eifrig mit dem Wohle des Departements beschäftigte. Die letzten

Monate seiner Amtszeit, wo er unter dem Einflusse der aufständischen Bewegung stand, können für seine Beurteilung nicht mehr maßgebend sein. Der französischen Gewohnheit, eine „Freundin“ bei sich zu haben, war auch er treu. Seine „Freundin“, eine Madame d'Ablon, soll früher Schauspielerin gewesen sein. Sie wird als eine gutmütige Frau geschildert, die dem Grafen sehr zugethan war.

Zu der Centralbehörde, welche die französische Organisation des neuen Departements ausführte, gehörte auch der General-Intendant Graf Chaban. Er hatte einen Neffen, Mr. de Coubertin, der leichtfertig, dabei ohne alle Kenntnisse und Erfahrungen war; das hielt den Grafen aber nicht ab, diesen Neffen zum Unterpräfekten in Oldenburg zu machen.

Unter den Beamten des General-Gouverneurs Prinzen von Schmühl ist der schon erwähnte Kriegsrat von Halem besonders zu nennen. Als die neue Regierung anordnete, eine bestimmte Anzahl von Seeleuten für die Flotte auszuheben, da erklärt von Halem auf eine Anfrage des Prinzen, es würden wohl 3000 Mann zu heben sein. Der General-Gouverneur übertrug nun Halem die Aushebung, und ordnete ihm einen Marine-Offizier sowie den Unterpräfekten jedes Arrondissements zu. Es zeigte sich aber bald, daß die erwartete Zahl viel zu hoch gegriffen war. Halem wußte es durchzusetzen, daß auch zu den Hausvätern übergegangen wurde und daß man überall mit der größten Härte verfuhr. Der Widerspruch des Unterpräfekten Coubertin und des Marine-Offiziers nützte nichts. Es spricht gewiß für die deutsche Gesinnung des Präfekten Graf Arberg, daß er seitdem offen seinem Widerwillen gegen Halem und gegen den Prinzen Ausdruck gab; der Marine-offizier soll in grenzenloser Wut gegen Halem geäußert haben: „Je te passerai mon épée dans ton gros ventre!“ („Ich werde Dir den Degen in Deinen dicken Leib jagen!“) Halem erhielt übrigens bei Einführung der definitiven Organisation das Amt eines General-Sekretärs des Departements der Wesermündungen.

Mr. Coubertin war im August 1811 Unterpräfekt von Oldenburg geworden. Er war völlig unbrauchbar und

hatte seine Geschäfte derartig in Unordnung gebracht, daß sein erster sehr tüchtiger Sekretär (Römer, später Präsident des Ober-Appellationsgerichtes in Oldenburg) sich von ihm zurückgezogen hatte. Um sich nun mit Ehren aus der Affäre zu ziehen, wandte er sich mit der Bitte, einige Monate seine Stelle zu verwalten, an den ersten Präsekturrat Pavenstedt in Bremen; dieser lehnte ab. Coubertin erhielt indessen bald seine Entlassung, und der Staatsrat Auditeur Perrier wurde sein Nachfolger. Perrier war der Sohn eines Pariser Bankiers. Sein Bruder war der spätere berühmte Minister Casimir Perrier. Er hatte in Leipzig studiert, war auch in Freiberg auf der Bergbauakademie gewesen und der deutschen Sprache ziemlich mächtig. Er war aber kaum einen Monat in Oldenburg gewesen, als der Präsekt zu seinem Präsekturrate Pavenstedt sagte: „On dit, qu'il est très fort dans la partie des mines, malgré cela il ne sait pas manier les mauvaises mines des Oldenbourgeois.“ (Man sagt, daß er sehr bewandert ist auf dem Gebiete der Minen; trotzdem weiß er nicht die schlechten Mienen der Oldenburger zu regieren.)

Um dem Unterpräsekten behülflich zu sein, wurde nun Pavenstedt nach Oldenburg gesandt. Die alte Poststraße entlang ging die Fahrt „mit Gemeindevorspann“. In Delmenhorst wurde Halt gemacht, sich für den weiteren Verlauf der Reise zu stärken. Unter den Tischgästen war eine Schwester des Kammerrats Hansen; als diese von Pavenstedt hörte, welches der Zweck seiner Reise sei, da gab sie ihrem Unwillen darüber, daß ein Bremer in Oldenburg regieren sollte, offen Ausdruck. Erst in der Dunkelheit (es war im November) kam der Präsekturrat in Oldenburg an. Er fand den Unterpräsekten nicht im Hause und hörte von einer Frau, die ihm sein Zimmer anwies, der Unterpräsekt sei in einen Gasthof gegangen. Pavenstedt begab sich in der von der Haushälterin angedeuteten Richtung auf den Weg, um den Unterpräsekten zu suchen. Er war aber kaum dreißig Schritte gegangen, als er in der Hunte lag. Der Zuckerfabrikant Bulling und die Thorwache hörten seine Hilferufe und zogen ihn heraus. Er wurde sofort in ein warmes Bett gepackt, trank trotz der Kontinentalsperre Thee mit Rum und konnte den anderen Morgen wohlgenut



den Unterpräfekten auffuchen. Er fand diesen völlig verzweifelt und entschlossen, die Unterpräfektur nicht wieder zu betreten. Es gelang Pavenstedt ihn umzustimmen und ihn zu veranlassen, die Rolle eines Unterpräfekten weiter zu spielen, während die Geschäfte thatsächlich von Pavenstedt wahrgenommen wurden. Perrier hielt seine täglichen Empfangsstunden ab und gab allen, die etwas vorzutragen hatten die Antwort: „Ja, Sie 'aben recht, das muß anders werden, aber nur nicht heute und morgen, muß Zeit 'aben.“

Es ist begreiflich, daß Perriers Laune durch ein solches Leben nicht gebessert wurde. Wenn er mittags mit Pavenstedt im Gasthose speiste, so redete er kein Wort und seufzte nur. Damit etwas mehr Leben in die Unterhaltung kam, wurde noch ein dritter Tischgast hinzugezogen.

Eine große Zahl von unerledigten Papieren fand Pavenstedt vor. Der Unterpräfekt hatte allerdings bereits einmal einen Haufen derselben, den er nicht hatte bewältigen können, verbrannt; aber es waren noch immer sehr viele da. Zwei junge Leute waren als Schreiber angestellt. Einer derselben war der spätere Direktor der Strafanstalt in Bechta, Hoyer. Es war durchaus erforderlich, das Personal zu vergrößern; die Herren Römer und Schloifer, die beide bei dem Unterpräfekten gearbeitet hatten, weigerten sich entschieden, wieder einzutreten. So mußte sich denn Pavenstedt freuen, als ihm der Maire von Oldenburg, Erdmann, das Anerbieten machte, er möge seinen Sohn bis zu dessen Abgange zur Universität zu sich nehmen. Der junge Erdmann war sehr intelligent und anständig. Durch die Führung des Registers der ein- und ausgehenden Sachen, durch das Ordnen der Papiere und die Ausführung von Schriftstücken nach gegebenen Andeutungen erleichterte er Pavenstedt die Arbeit sehr. Die Hauptlast aber lag natürlich nach wie vor auf dessen Schultern. Er hatte täglich zwischen 40 und 60 Erlasse und Briefe abzuschicken. Die Regierung stellte außerordentlich hohe Anforderungen. Ueber Ackerbau, Viehzucht und Gewerbe wurden eingehende statistische Erhebungen verlangt. Dazu kam die Ab-

grenzung der Gemeinden, der Bau der Forts an Weser und Jade, die Aushebungen zc.

Im Oldenburgischen waren 48 Maires; einige derselben waren Krämer und Gastwirte, andere Landwirte. Unter den letzteren war nach Pavenstedts Aussage die meiste Intelligenz zu finden. Unter den Maires war auch der Graf Bentinck, der seine alte Grafschaft nunmehr als französischer Beamter verwaltete. Es ist begreiflich, daß er den Unterschied zwischen einst und jetzt leicht vergaß. Als er das Budget seiner Gemeinde, welches er eingeschickt hatte, mit Monita von der Unterpräfektur zurück erhielt, da verlangte er kategorisch, der Budget-Entwurf solle unbeanstandet dem Präfekten zugesandt werden. Er erhielt auf dies Ansuchen hin zur Antwort, wenn er nicht innerhalb 3 Tagen den entsprechend abgeänderten Entwurf einseude, so werde er Exekution erhalten.

Den Maires wurden sehr oft Fragebogen vorgelegt, die ausgefüllt werden mußten. Sie hielten sich für das viele Schreibwerk einen Sekretär, natürlich möglichst wohlfeil. Diese Sekretäre übten auf ihre Herren nicht selten einen großen Einfluß aus, den sie auch wohl gelegentlich mißbrauchten. Ein Maire war angeschuldigt, er habe Grundstücke der Gemeinde verkauft, den Preis aber unterschlagen. Die Quittung über den Kaufpreis lag vor. Der Unterpräfekt zeigte ihm dieselbe und fragte, ob dies seine Handschrift sei. Der Maire wies auf seine Unterschrift und sprach: „Ja, dat heww ick schraben, Cassen Bohlen, Maire, aber dat andere nich!“ Erstaunt entgegnete der Unterpräfekt, er werde das andere doch gelesen haben, die Antwort lautete: „Dar harr ick väl to dohn, wenn ick dat alles lesen wull, wat he (der Sekretär) mi vorlegt, Se wät't nich, wo he dat maht. Dar kummt he mit'n Bulken Papier un seggt: „Herr Maire, geswind unnerschriewen, anners kriegt wi Exekution! Denn heww ick jo kien Diet to lesen!“ Der Maire wurde natürlich abgesetzt, während der Sekretär Gelegenheit fand, hinter Schloß und Riegel über seine Streiche nachzudenken.

Dem Volke waren die Maires und ihre Sekretäre sehr verhaßt. Man wußte aber wohl, daß sie bei ihrem Geschäft keine Seide spannen. Der Volkswitz deutete sogar das



Krähen der Hähne und das Gackern der Gänse zu ihren Ungunsten aus. Es sagten nämlich

Der erste Hahn: Mien Herr is Maire.

Der zweite Hahn: Mien Herr is Zickeltär.

Die Gänse: All' Prachers! All' Prachers!

Natürlich gab es unter den Maires auch Ausnahmen. Eine solche war z. B. der Maire von Ateus. Als ein Eingeseffener seines Bezirkes zu ihm kam und ihm zögernd anvertraute, er habe kein Patent zur Ausübung der Kaufmannschaft, da entgegnete der Gestrenge, „he schull sien Geld man schonen; dat wahrde jo doch nien soß Wäken, denn weeren se wedder oldenborgsch.“

Anfang Dezemder wurde Perrier entlassen und Pa-venstedt zum provisorischen Unterpräfecten ernannt. Sein Nachfolger traf erst im September ein. Es war Baron Frohot, Sohn eines Staatsrates und Seinepräfecten. Er war gescheut, wohlbedenkend und unterrichtet; dabei voll Heiterkeit und Lebenslust. Sein ganzes Gehalt gab er seinem Bureauchef Durien, den er aus Paris mitgebracht hatte. Er selbst bekam von seinem Vater dessen Gehalt als Staatsrat im Betrage von 24,000 Franken. Frohot war Unterpräfect in Oldenburg bis zum Ende der französischen Zeit.

Nichts war den Oldenburgeru verhafter, als die Konstriktion, die Aushebung zum französischen Militärdienste. Zunächst wurden Rekruten für die Marine ausgehoben, und zwar bereits im April 1811. Napoleon hatte befohlen, es sollten in den 3 Departements 3000 Seeleute ausgehoben werden. Die Regierungskommission in Hamburg war menschlich genug, die Seeleute in 4 Klassen zu teilen: 1) Unverheiratete, 2) Witwer ohne Kinder, 3) Ehemänner ohne Kinder, 4) Familienväter. Nach französischen Gesezen waren befreit alle Eigentümer solcher Schiffe, die 15 Tonnen groß waren, alle Steuerleute, Sakschiffer und Führer über 40 Jahre. Die Aushebung sollte mit der 1. Klasse beginnen. Die Kommission aber ging viel weiter. Sogar Fischer, die nur in kleinen Bötten auf Landseen gefahren hatten, wurden nach Oldenburg gebracht, wo im herzoglichen Schlosse, das doch ein freies Besitztum des Herzogs war, die Aushebung in der empörendsten

Weise vorgenommen wurde. Welchen Anteil der Kriegsrat von Salein daran hatte, ist schon erwähnt.

Ausgehoben wurden

aus der 1. Klasse . . . .	197 Mann,
„ „ 2. u. 3. Klasse . .	101 „
„ „ 4. Klasse . . . .	173 „
	<hr/>
	471 Mann,

Die Ausgehobenen wurden unter militärischer Bewachung nach Antwerpen transportiert. Das Händeringen und Geschrei der Ihrigen geleitete sie. Um diese Zeit wurde die Nicolaiikirche als Zwinger für die aus Ostfriesland hierher gebrachten Matrosen benutzt und dadurch so beschädigt, daß sie zur Abhaltung des Gottesdienstes fortan untauglich war.

Das Rheinbundkontingent war bereits am 28. Februar nach Osnabrück abmarschiert. Viele Offiziere hatten ihre Entlassung genommen. Diejenigen Mannschaften, die einem von Frankreich bereits besetzten Lande angehörten, bildeten fortan mit den aus dem Departement der Wesermündungen neu Eingestellten das 129. Regiment. Zwei Bataillone desselben wurden in Osnabrück vervollständigt und dann nach Maastricht kommandiert. Dasselbst wurde das 3. Bataillon eingerichtet.

Viele der unglücklichen Jünglinge, die bestimmt waren, den Fahnen Napoleons zu folgen, suchten sich durch die Flucht zu retten. Viele wurden versteckt gehalten, trotzdem die Angehörigen schwer darunter zu leiden hatten. Die Verwandten wurden eingesperrt, es wurde ihnen Einquartierung auferlegt, und sie mußten für jeden Mann derselben täglich 2 Franken bezahlen. Half auch das nichts, so wurde ihr Haus niedergerissen, und endlich gar mußten die Angeesehensten der Gemeinde so lange täglich eine bestimmte Summe erlegen, bis sie den Flüchtling eingebracht hatten. Da sahen sich denn die unglücklichen Väter gezwungen, die Söhne zu bitten, „ihrer Pflicht zu genügen.“ Ein solcher Aufruf heißt z. B.:

„Meinen Sohn Johann Brunken, der bei der Losung im Kanton Varel die Nr. 42 erhalten und auf dem Marsch zu seinem Regiment desertiert sein soll, fordere

ich hierdurch dringend auf, sich wieder zu stellen, um mich von den mir eingelegten Garnisairs zu befreien, indem sonst mein gänzlicher Ruin unvermeidlich ist.

Zetel, den 29. Juni 1812.

Johann Brunken.“

Im Spätsommer 1811 wurden noch Küstenkanoniere ausgehoben zum Dienst in den Batterien, die an der Küste angelegt waren. Bei dieser Aushebung ging es im höchsten Grade ungerecht zu. Gar mancher Reiche, der durch ein körperliches Gebrechen vom Dienste befreit war, konnte doch erst los kommen, nachdem er die maßgebenden Mitglieder der Kommission bestochen hatte.

Zu all diesen Opfern kamen noch drückende Steuern. Bisher hatten die Oldenburger nur geringe Kontribution und Ordinärgesälle bezahlt. Jetzt kamen drückende direkte Steuern, nämlich Grundsteuer, Personal- und Mobiliarsteuer, Thüren- und Fenstertaxe und die Patente für jegliches Gewerbe. Bemerkenswert ist, daß die Eigner für die direkten Steuern ihrer Mieter hafteten. Dazu kamen noch die indirekten Steuern, die auf die unentbehrlichsten Lebensmittel gelegt waren, so daß man nicht mit Unrecht sagte: „Napoleon ett allerwegen mit!“ Nichts durfte verkauft werden, bevor die Abgaben bezahlt, und Erlaubnis-scheine gelöst waren. Jeden Augenblick mußte der Kaufmann auf das Erscheinen der verhassten Douanen gefaßt sein, die seine Vorräte nachwogen und nachmaßen und in der unverschämtesten Weise austraten. Das Einregistrieren aller Papiere, die bindenden Wert haben sollten, das Ein- und Umschreiben der Hypotheken, die Abgaben, die bei Erbschaften und bei Verkauf von Grundstücken erhoben wurden und den Oldenburgern bisher unbekannt waren, dies alles verursachte viele Ausgaben, die noch durch die Zugangs- und Gemeindeabgaben vergrößert wurden. Die herzogliche Regierung war bei dem Eintreiben von Bruchgeldern äußerst nachsichtig gewesen und hatte sie nie eingefordert, ohne vorher die Verhältnisse der Gebrüchten zu untersuchen. Das machten sich die fremden Machhaber zu nutze und trieben alle Rückstände, an die sie eigentlich keinen Anspruch hatten, mit der größten Strenge ein.

Eine weitere Einnahmequelle war die kaiserliche Zahlenlotterie in Hamburg, die so vortrefflich eingerichtet war, daß etwa  $\frac{3}{4}$  aller Einsatzgelder in die Staatskasse flossen. Ein geschickter Mann (ein Jude Namens Abenjur) war in Oldenburg ihr Agent und hatte leider vielen Zuspruch, da er sehr schlaue Operierte.

Die kaiserliche Amortisationskasse zog die Gelder der Gemeinden und der öffentlichen Anstalten ein und verzinste sie mit 4 Prozent, wovon noch  $\frac{1}{2}$  Prozent für die Verwaltung abgezogen wurde, und das zu einer Zeit, wo der übliche Zinsfuß 5 Prozent war. Eine Einziehung des Fonds der Witwen- und Waisenkasse, der damals 300,000 Thaler betrug, wurde nur mit Mühe verhindert. Wie groß die Furcht war, die Ersparungskasse möge einer französischen Gewaltthat zum Opfer fallen, erhellt daraus, daß im Jahre 1811 nichts eingelegt, dagegen alle Einlagen bis auf 98 Thaler 32 $\frac{1}{2}$  Grote zurückverlangt wurden. Das Mißtrauen der Bevölkerung wuchs in den Jahren 1812 und 1813. Es wurden keine Gelder eingeliefert, so daß für diese Jahre keine Rechnung geführt wurde.

Während die französische Regierung mit großer Sorgfalt den Wegbau überwachte, vernachlässigte sie auf das Größte den Küstenschutz, die Deiche und die Schlingen.

Das Armenwesen, das in der oldenburgischen Zeit so musterhaft verwaltet worden war, überließ die neue Regierung den Gemeinden, die es nicht auf der alten Höhe zu halten vermochten.

Die öffentlichen Anstalten verkümmerten. Das Gymnasium erhielt erst im Sommer 1813 einen geringen Teil seines seit zwei Jahren ausstehenden Zuschusses, abgehende Lehrer wurden nicht wieder ersetzt, und als der Rektor Ricklefs einmal Vorstellungen machte, weil der Präsekt ohne weiteres einen Lehrer dahin gesetzt hatte, den er (Ricklefs) für ungeeignet hielt, da erfolgte der Bescheid: „Das Konsistorium solle dem provisorischen Rektor bemerklich machen, wie er sich in diese Sache gar nicht zu mengen habe.“ In den Jahren der Fremdherrschaft gingen vom Gymnasium nur ab zwei Theologen, ein Mediziner und zwei Juristen; da sich also nur sehr wenige den gelehrten Studien widmeten, so blieb später bei der Re-

organisation der Verfassung nichts anderes übrig, als Ausländer anzustellen.

Gelehrte Studien wurden erschwert durch das Verbot zahlreicher Bücher und Zeitschriften. Man scheute sich nicht, auf den Postämtern die Pakete zu erbrechen und nach verbotenen Büchern zu fahnden; auch die Bibliotheken wurden durchsucht, namentlich nach Bredows Chronik, Hermanns Rationenfall und Villers „Nachricht von den Begebenheiten, die an dem Tage, Donnerstag, den 6. November 1806 und folgenden in Lübeck vorgefallen sind.“

Auch das Seminar hatte unter den veränderten Verhältnissen zu leiden. Die Kammerkasse hatte die Zinsen der noch nicht ausbezahlten Kapitalien zu entrichten. Die französische Verwaltung aber machte keine Anstalten dazu. Die Aushebungen zum Militär, bei denen niemand verschont wurde, machten außerdem ihren Einfluß geltend. —

Unter den französischen Beamten verdient der Bremer Pavenstedt rühmend hervorgehoben zu werden. Seine Zeitgenossen geben ihm einstimmig das Zeugnis, daß er sich in schwerer Zeit um Oldenburg hoch verdient gemacht hat. Einige Einzelheiten mögen dies beweisen:

Das Anlegen der Küstenbefestigungen war eine schwere Last für die Bewohner der nächsten Gemeinden. Sie wurden zu den Erdarbeiten „gekündigt,“ ohne irgend welche Vergütung dafür zu erlangen. Die militärischen Befehlshaber entblödeten sich nicht, einzelne Arbeiter gegen ein „Douceur“ zu entlassen und andere dafür einzustellen. Der Unterpräfekt war so vernünftig, daß er dem Maire von Tossens Auftrag gab, jeden Tag die Arbeiten zu besichtigen und sich davon zu überzeugen, ob die aufgebotenen Arbeiter auch zur Stelle wären. Er erhielt dies Gebot auch dem General Osten gegenüber aufrecht, der allen Civilpersonen das Betreten der Batterie verbieten wollte.

Von den Weiden bei der Bleyer Batterie wurden häufig Kälber von der Weide gestohlen. Als dies einmal wieder vorkam, begab sich der Maire kurz entschlossen mit einigen handfesten Männern auf die Batterie, fand das geraubte Kalb und nahm es wieder mit. Der Kommandant war unverfroren genug, die Bestrafung des Maire zu verlangen. Er erhielt aber keine Entlassung.

Infolge der Kontinentalsperre und der englischen Blockade waren neue Handelswege entstanden. Eine Wasser-Verbindung nach Holland ging bis nach Hengstvärde; in diesem kleinen Orte waren große Pachthäuser und Comptoire entstanden. Von Hengstvärde aus wurde die Ware per Wagen nach Oldenburg gebracht. Zum großen Entsetzen der Kaufleute ordnete die französische Regierung im Frühjahre 1812 an, sämtliche Fracht- und landwirtschaftlichen Gespanne zur Beförderung der großen Menge Weizen zu benutzen, die die Regierung angekauft hatte, da sie eine Hungersnot für Paris befürchtete. Da aber die Benutzung fremder Frachtfuhren nicht verboten war, so fanden die Kaufleute ein Mittel, das Verbot zu umgehen. Sie benutzten eben fremde Fuhrwerke, und Pavenstedt schwieg still dazu.

Welcher Unverschämtheit die fremden Offiziere fähig waren, das erhellt daraus, daß sie in Varel und dessen Umgegend Kriegsfuhren requirierten und zwar zu — Besuchen und Spazierfahrten. Es bedurste des Eingreifens des Unterpräfekten, der den Maires verbot, Requisitionen von Kriegsfuhren zu befolgen, wenn sie nicht von ihm besonders dazu ermächtigt seien, um diesem Unfuge zu steuern.

Einmal sollte eine bestimmte Zahl von vierjährigen Pferden geliefert werden. Die Maires kamen mit Pferden ihres Bezirkes nach Oldenburg, die Tiere wurden vorgeführt, aber kein einziges wurde dienstfähig befunden. Seltamerweise wurden dieselben Pferde bald darauf in Osnabrück sämtlich als dienstfähig abgenommen. Und woran lag das? Die Maires hatten die nötigen pots de vin (Extrazugaben) für die Remonte-Kommissarien mitgenommen.

Welcher Art die französischen Beamten nicht selten waren, das ergibt sich auch aus folgender Geschichte:

Ein ehrloser Mann war der berüchtigte Polizeikommissar Laurent in Varel, der nicht einmal deutsch verstand. Schon sein Aeußeres war nicht sehr einladend; er war rothaarig und schielte. Laurent gestattete gegen Geld Hazardspiele in Dangast; als aber der Inhaber

der Spielhölle seinen Wirkungskreis nach dem Bareler Busch verlegte, da nahm er ihn in Brüche. Namen Fremde ohne Paß an, die nach dem Gesetze sofort nach Bremen zu überführen waren, so nahm er ihnen 1 oder 2 Louisdors ab, ohne die Betreffenden nach dem Sitze der Departementsregierung zu schicken, wie es Vorschrift war. Eine Schauspielergesellschaft Sohn gab damals in Barel Vorstellungen. Sie hatte sich die Erlaubnis dazu beim Prinzen von Schmühl ausgewirkt. Das hinderte aber Laurent nicht, für jede Vorstellung 1 Thaler sowie 3 Billets zu fordern und jedem Mitgliede für seinen Aufenthalt in Barel 1 Thaler monatlich an Steuern aufzuerlegen. Um eine persönliche Beschwerde der Geschädigten beim Präfecten unmöglich zu machen, verweigerte er ohne weiteres einen Paß nach Bremen.

Der erste Beamte der direkten Steuern in Oldenburg war ein Elsasser. Dieser wohnte bei einer Beamtenwitwe. Auf sein dringendes Bitten nahm sie ihn mittags auch an ihren Tisch. Der Monat verging; trotz dringenden Bittens erfolgte keine Bezahlung. Der freche Patron drohte seiner Wirtin sogar, sie anzuzeigen, da sie kein Patent als Speisewirtin gelöst habe. Die Frau war schließlich froh, als sie ihn los war. Derselbe Beamte setzte einen Steuerpflichtigen sehr hoch an, aus dem einfachen Grunde, weil dessen Tochter nicht mit ihm hatte tanzen wollen. Auf seinen amtlichen Dienstreisen requirierte er Dienstfuhren, trotzdem er von der Regierung Transportvergütung erhielt.

Eine willkürliche Auslegung der Gesetze griff nicht selten tief in die Oldenburger Verhältnisse ein.

So verfügte der Minister einmal, das Gesetz, welches bestimmte, es solle keine neue Kohlengrube ohne Genehmigung des Präfecten in Betrieb genommen werden, solle auch auf die Torfgräbereien angewandt werden. Die Folge davon war, daß die Torfgräber in hellen Hausen auf das Bureau kamen. Hier erhielten sie Erlaubnisscheine, deren jeder 1 Groten kostete. Dies Verfahren war allerdings ungesetzlich, gab aber doch dem Vertreter des Unterpräfecten die Mittel, seine Bureaukosten zu bestreiten.

Wie schwer die Bewohner durch die Erdarbeiten an

den Batterien ic. litten, das zeigen auch die amtlichen Bekanntmachungen aus jenen Tagen; da heißt es z. B.:

„Wenn zu der Batterie-Arbeit auf den Oberahnschen Feldern aus der Herrschaft Barel täglich 74 Mann gestellt werden müssen, so wird solches hierdurch bekannt gemacht, und können Liebhaber sich am gedachten Tage nachmittags 3 Uhr vor der Amtsstube einfinden.

Barel, aus der Einquartierungs-Kommission,  
den 13. April 1811.

E. F. Strackerjan. M. U. Strackerjan.“

Eine andere Bekanntmachung lautet:

„Zu den Arbeiten an der großen Straße von Hamburg nach Wesel (und Paris), wozu das Amt Cloppenburg wöchentlich 701 Mann stellen muß, und wozu das Kirchspiel Wolbergen zu der bereits gestellten Mannschaft am 13. d. Mts. noch 50 Mann liefert, müssen die Stadt Cloppenburg und Wigbold Crapendorf 125 Mann, Kirchspiel Altenoythe 130 Mann, Kirchspiel Barßel 126 Mann und Saterland 170 Mann so stellen, daß diese des abends 9 Uhr an Ort und Stelle zu St. Hülfe, mit einem Spaden versehen, sich einfinden und die ganze Woche dort arbeiten. — — Uebrigens werden auch Weiber, Mädchen und Knaben über 12 Jahren dabei angenommen. — — Da auf die Beendigung der Arbeit so scharf gedrungen wird, so mache ich den Bürgermeister von Capeln in Cloppenburg und den Bürgermeister Holtzhaus in Crapendorf für die genaue Ausführung obiger Anordnung persönlich verantwortlich.

Cloppenburg, July 8. 1811. Schmedes.“

Besonders schwer fiel es den fremden Gewalthabern, die Kontinental Sperre wirksam zu überwachen. Der Schmuggel blühte nach wie vor. Kolonialwaren und englische Fabrikate wurden über die Jade für den größten Teil Deutschlands eingeführt. Da es den Franzosen an einer Flotte fehlte, so waren sie den Engländern gegenüber völlig machtlos. Ihre kleinen Kanonenboote wagten sich nicht in das eigentliche Fahrwasser und lagen meistens in den kleinen Häfen und Sielen. Sie mußten es ruhig mit ansehen, daß englische Kriegskutter fast täglich auf der Jade waren. Sie waren machtlos, als der Lord Stuart

mit seiner Fregatte, zwei Briggs und zwei Kuttern Hooft-  
siel gegenüber sich in Schlachtordnung formierte und aus  
allen Kanonen eine Kanonade eröffnete, die alle Fenster  
am Lande erzittern machte. Bald hier, bald dort landeten  
die Engländer, verjagten die Douanen und Soldaten, be-  
freiten die genommenen Schiffe und hoben die Lager von  
Preisengütern auf.

Napoleon konnte es nicht entgehen, daß ein Kriegs-  
hafen an der Nordsee für ihn eine Nothwendigkeit sei. Er  
ließ zu verschiedenen Malen durch die Admirale de Winter  
und Berheul, denen Ingenieur-Offiziere beigegeben waren,  
die ganze Nordseeküste bis zur Elbe untersuchen. Die Offi-  
ziere schlugen vor, am oberen Busen der Jade einen  
inneren befestigten Kriegshafen anzulegen. In den  
Jahren 1810 und 1811 wurde daran gebaut und man kam  
soweit, daß auf der Eckwarder Hörne, auf dem großen  
Oberahnschen Felde und auf der Dauensfelder Ecke ober-  
halb Heppens 3 kleine Forts errichtet wurden. Die Bat-  
terien derselben konnten die Einfahrt zum oberen Jadede-  
busen bestreichen und ermöglichten es, daß eine kleine  
Flottille von ungefähr 20 kleinen französischen und hollän-  
dischen Schiffen sich im oberen Jadedebusen versammeln  
konnte.

Nach dem Plane Napoleons sollte die Ahne, zwischen  
Eckwarden und den Oberahnschen Feldern, die damals  
noch tief war, einen Kriegshafen bilden. Damit derselbe  
des nötigen Schutzes nicht entbehre, sollte die Sandzunge  
von dem kleinen Oberahnschen Felde bis zur Mündung  
des unteren Jadedebusens durch einen Steindamm erhöht,  
und dieser mit Forts besetzt werden. Ein Marinedock und  
ein Handelshafen sollten innerhalb des Deiches angelegt  
und mittelst Schleusen mit dem eigentlichen Kriegshafen  
verbunden werden. Mit diesem gigantischen Plane ver-  
band Napoleon noch jenen, eine innere Wasserstraße bis  
zur Ostsee anzulegen, die jeder Belästigung des Handels  
durch England ein Ende machte. Diese Wasserstraße sollte  
laufen von Frankreich durch Holland bis zur Ems, von da  
über Aurich, Wittmund, Jever nach dem Jadedebusen. Von  
hier durch Butjadingen nach der Weser, dann nach der  
Elbe und endlich in die Ostsee. Von der Ems bis zur Jade

und Weser war die Linie bereits 1811 abgesteckt, als die verhängnisvollen Jahre 1812 und 1813 die Ausführung dieses gewaltigen Planes unmöglich machten.

Ganz außerordentlich sind die Anstrengungen, die die Franzosen machten, um jeden Verkehr mit den Engländern und den Schmuggel zu verhindern. Das Reisen während der Nacht wurde verboten. Alle Personen, die in der Entfernung von drei Meilen vor den Küsten betroffen wurden, ohne Papiere zu haben, die ihre Gegenwart an diesem Orte rechtfertigten, wurden verhaftet. Damit niemand während der Nachtzeit mit Pferd und Wagen auf den Schmuggel gehen konnte, wurde in jedem Kanton ein Verzeichnis der Pferde und Wagen angefertigt, und die Douanen sahen in der Nacht nach, ob alles am Plage war. (31. März 1811.) Alle seit dem 1. Januar von der oldenburgischen Regierung ausgestellten Pässe wurden für ungültig erklärt. (27. März 1811.)

Die Fischer auf der Weser wurden einem Fischfangsaufseher unterstellt. Wollten sie auf die Nordsee hinausfahren, so mußten sie zunächst nach der Geeste hinausfahren und den Aufseher von ihrer Absicht benachrichtigen. Sie durften nur zusammen fischen und wurden dabei von dem Aufseher begleitet, der als letzter aus- und heimfuhr. Jedes Boot, das ohne Erlaubnischein fischte, wurde angehalten und abgetakelt.

Ein jeder Kapitän mußte ein Patent haben, worin Kapitän und Schiffsvoll genau beschrieben waren. Außerdem wurden alle Schiffer von Nienburg bis zur Nordsee bei der Polizei eingeschrieben und ein genaues Signalement aufgenommen, von dem der Betreffende als Sicherheitskarte einen Auszug erhielt. Die Sicherheitskarte wurde alle 3 Monate, sowie jedesmal, wenn der Inhaber ein anderes Schiff nahm, gerichtlich unterzeichnet. Jedes Schiff hatte eine Nummer, die vorn an das Schiff und auf das große Segel gemalt wurde. Die Schiffe jedes Hafens hatten eine besondere Nummerreihe. Die Douanen konnten bis 4 Meilen in See die Schiffe untersuchen, ihr Kommandant konnte Douanen an Bord setzen, sie bis zum Löschplaz zu begleiten. Keine Militärperson konnte den Douanen die bewaffnete Macht verweigern. Selbst

die Reeder machte man verantwortlich. Sie mußten auf ihrem Patente jede Veränderung in der Besatzung bezeichnen und die Beschreibung der neu angestellten Personen hinzufügen lassen. Kein Schiff durfte gesloopt oder verkauft werden, bevor nicht dem Marinekommandanten in Hamburg Anzeige gemacht worden war. Jedes Schiff, welches überführt wurde, in Helgoland gewesen zu sein, oder von dort zu kommen, wurde verhaftet, und der Kapitän mit dem Tode bestraft. War die Mannschaft mitschuldig, so traf sie ebenfalls die Todesstrafe, anderenfalls wurde sie nach Antwerpen abgeführt, um dort in die Marine eingestellt zu werden.

So war also alles geschehen, um Fuhrwerke, Schiffe, Fischer und Schiffer zu kontrollieren und jeder Beteiligung am Schmuggel vorzubeugen.

Wenn nur die Leute an der Wasserkante nicht gar so schlau und wagemütig gewesen wären! —

Das alte Organ der oldenburgischen Regierung, das so manche Verordnung zur Kunde der Bevölkerung gebracht hatte, die „Oldenburgischen wöchentlichen Anzeigen“, ging im Beginne der französischen Zeit ein (17. April 1811). An seine Stelle trat das „Journal du département des bouches du Wésér, Zeitung des Departements der Wesermündungen“; in Verbindung damit standen die „Wöchentlichen Anzeigen als Supplement der Zeitung für das Departement der Wesermündungen“. Beide Zeitungen erschienen in Bremen. Sie brachten ihren Text sowohl in deutscher als auch in französischer Sprache. Wer sie durchliest, der muß gestehen, daß sie für ihre Zwecke ausgezeichnet geleitet wurden. Neben den amtlichen Bekanntmachungen, die in großer Zahl ergingen, fehlen nicht Nachrichten über Napoleon und die einzelnen Teile seines großen Reiches. Man ersieht daraus ferner, daß der Präsekt Graf Arberg es an Fleiß durchaus nicht fehlen ließ.

In welcher Art und Weise man damals über die napoleonische Familie schrieb, das möge nachstehende ergößliche Notiz über den einjährigen Sohn Napoleons, den König von Rom, zeigen:

„Se. Majestät, der König von Rom, werden diesen Sommer zu Meudon zubringen, wo Sie seit einem Monat

engerichtet sind. Das Zahnen ist in Hinsicht der Milchzähne gänzlich beendigt. Der König genießt der vollkommensten Gesundheit und soll am Ende dieses Monats entwöhnt werden.“

Als Napoleon die große Armee sammelte, um Rußland niederzuwerfen, wurden die meisten Oldenburger in das 129. Regiment eingestellt. Die beiden ersten Bataillone desselben gehörten zur 10. Infanterie-Division des Generals Razout, welche einen Teil des 3. Armeekorps bildete. Dasselbe wurde vom Marschall Ney kommandiert und rückte im Juni 1812 in Rußland ein. Beide Bataillone nahmen Teil an der Schlacht bei Smolensk (17. August). Die folgenden 3 Monate bildeten sie die Besatzung dieser Stadt. Als die geschlagene Armee sich Smolensk näherte, da kämpften beide Bataillone in dem unglücklichen Gefechte bei Katowo. Unter den Schrecken des Rückzuges wurden sie völlig aufgelöst. Das 3. Bataillon rückte im Mai 1812 nach Berlin, dann über Magdeburg und Stettin nach Rügen. Später kam es nach Danzig und vereinigte sich im Beginne des Jahres 1813 mit dem Reste der Armee des Marschalls Macdonald, mit welcher es später nach Küstrin und Spandau kam. Spandau kapitulierte. Darauf marschierte das Bataillon nach Maastricht zurück. Die Strapazen des Feldzuges hatten es fast völlig aufgelöst. Der Rest wurde unter das 127. und 128. Regiment verteilt.

Aus der Zeit, da die „große Armee“ gebildet wurde, liegen einige Briefe von Oldenburgern vor, die nicht ohne Interesse sind. Ihre ganze Abfassung zeigt allerdings, daß sie von ungebildeten Leuten abgefaßt worden sind. Immerhin ist es bemerkenswert, daß kein Wort der Klage darin laut wird, daß vielmehr über Ausrüstung und Verpflegung nur Günstiges mitgeteilt wird. In dem einen Briefe (datiert Verdun, den 20. Mai 1812, der Briefschreiber ist ein Brauer) heißt es: „Geld bekommen wir zwar nicht, aber wir bekommen doch sonst gute Trachtament, und wenn es keiner nicht Schlechter bekommt wie wir, so haben viele geklagt ohne Ursache, — — wieder schreiben brauchen Sie mir nicht, denn es heißt, das wir in Zeit von 14 Tag wieder nach Deutschland marschieren. 50 Mann

sind schon den 1ten May zu Fuß weg gegangen, aber wir bekommen hier unsere Pferde. unsere andern Kammeraden, die nach Paris gegangen, sind schon wieder zurück, und es marschieren noch alle Tage Völker nach Deutschland und Pohlen zu. selbst der Kaiser ist am den 10ten May durch Verdun gereist nach der armee, und wir haben ihn durch die Stadt begleitet, und es waren so viel Menschen auf der Straze, das wir fast nicht dadurch kommen konnten. unsere Mondierung haben wir schon alle bekommen und alles, was wir haben müssen, und von unsre alte Kleidung ist uns nichts abgenommen worden, denn was wir nicht gebrauchen konnten, das konnten wir verkaufen.“

Der andere Brieffschreiber ist ein Cloppenburgener. Er schreibt aus Straßburg (5. Mai 1812) und zwar auf einem Briefbogen, der das farbige Bild eines französischen Infanteristen und eines — Mädchens zeigt. Es heißt in seinem Briefe: „es heißet hier so: in Straßburg werden wier Jet gemacht, in Rußland werden wier abgeschlacht, ich Ergebe mir den Dienst und bin und Mus zufrieden sein. — es Gehet mit Frischen Muth darauf zu, und der Liebe Gott wird mier wohl Bewaren.“

Noch im Dezember 1814 hatte man keine Nachricht von 700 Oldenburgern, die mit nach Rußland hatten ziehen müssen. Erst im Jahre 1819 wurde durch den hannoverschen Leutnant Meyer auf Grund sorgfältiger Nachforschungen ein Bericht über den Verbleib von 225 oldenburgischen Unterthanen geliefert. Danach starb der aus Brake gebürtige Brieffschreiber im Militär Lazarett zu Mohilew.

Die ersten Nachrichten über das Schicksal der großen Armee kamen auf Schleichwegen nach Oldenburg. Der „Altonaer Merkur“ ging von Hand zu Hand, noch bevor das 29. Bulletin erschien, das die Niederlage einräumte. Je größer die Erregung wurde, desto stärker wurde der Druck. Wohl oder übel mußten auch die Oldenburger dem Kaiser Napoleon „freiwillige Geschenke“ zum Ankauf von Pferden liefern. Die Söhne der Angesehensten mußten als Ehrengardisten sich ausrüsten. Die Bauern mußten zu einem niedrigen Preise, der zudem schließlich nicht einmal gezahlt wurde, ihre Pferde hergeben. Die Kriegs-

fuhren, die Frohnarbeiten an den Festungswerken wurden verdoppelt.

Es ging sogar das Gerücht, die Töchter der Reichsten und Angeesehensten sollten als Ehrendamen nach Paris, um dort an verdiente, aber dienstunfähige Offiziere verheiratet zu werden. Daß man etwas Aehnliches im Schilde führte, ist aus einem Schreiben des Präfekten an die Unterpräfekten zu ersehen. Er verlangte nämlich von ihnen, ihm die reichsten Erbinnen von 14 Jahren und darunter anzugeben und dabei mitzuteilen „die Zeit ihrer Geburt, ihre vermutliche Aussteuer, ihre Aussichten auf Erbschaft, die Beschaffenheit und Lage ihrer Güter, Namen und Stand der Väter und Mütter, Erziehung, Religionsgrundsätze, erworbene Talente oder auch etwaige Mißbildungen.“

Die französische Regierung, die merkte, daß es mit ihrer Herrlichkeit zu Ende ging, stellte die Zahlungen für das Militär und die Gefangenen ein, die Franzosen machten vielfach Schulden, die sie sich weigerten, zu bezahlen. —

War schon der materielle Schaden, den die Bevölkerung in der „französischen Zeit“ erlitt, ein sehr großer, so war die Schädigung der Volksmoral durch die erzwungene Heuchelei noch weit gefährlicher und verhängnisvoller. Jede Anhänglichkeit an das vertriebene Fürstenhaus mußte verleugnet werden. Kirche und Schule wurden dazu benutzt, napoleonische Siege zu verherrlichen und französische Interessen zu fördern. Die Behörden mußten an Geburts- und Krönungstagen notgedrungen das ganze Gepränge offizieller Festlichkeiten entfalten. Welche Gefühle mögen wohl einen oldenburgischen Geistlichen beschlichen haben, wenn er vor der Predigt die Verordnungen der fremden Machthaber verlas! Wie beschämend muß es für ihn gewesen sein, als er, laut Verfügung des Konsistoriums vom 10. Oktober 1812, öffentlich für napoleonische Siege dankte und am Schluß die Worte sprach: „Dein Schutz walte über unserem Kaiser, deine Gnade heilige seine Absichten, deine Weisheit lenke seine Unternehmungen, dein Geist regiere uns alle, deine Huld segne, dein Friede erfreue und erhebe uns alle.“



Was man der Schule zumutete, das sieht man aus einem Katechismus, der nach einer Verfügung von 1806 „in allen katholischen Kirchen des Reiches allein in Gebrauch sein sollte.“ Eine Stelle daraus, die so ungeheuerlich ist, daß von Halem sie seiner „Sammlung von Aktenstücken“ eingefügt hat, lautet folgendermaßen:

„Welche Pflichten haben die Christen gegen ihre Regenten, und wir besonders gegen Napoleon I., unsern Kaiser, zu beachten?“

Antwort: Die Christen sind dem Fürsten, wovon sie regiert werden, und wir besonders Napoleon I. unserm Kaiser, Liebe, Respekt, Gehorsam, Treue, Militärdienst und die zur Erhaltung des Reichs und seines Throns festgesetzten Tribute; ferner heiße Gebete für sein Heil und die geistige und zeitige Wohlfahrt des Staats schuldig.

„Warum sind wir schuldig, diese Pflichten gegen unsern Kaiser zu erfüllen?“

Antwort: Erstens, weil Gott, der die Staaten errichtet und nach seinem Wohlgefallen austheilt, unsern Kaiser sowohl im Frieden als in Kriegszeiten reichlichst begnadigt, ihn zu unserm Oberhaupte eingesetzt und zum Diener seiner Macht, ja zu seinem Bilde auf Erden aufgestellt hat. Wenn wir also den Kaiser ehren und ihm dienen, so ehren und dienen wir Gott selbst. Zweitens, weil unser Herr Jesus Christus uns sowohl durch seine Lehre als seine Beispiele selbst zeigte, was wir unserm Souverain schuldig sind. Gleich bei seiner Geburt gehorchte er dem Edikt Cäsar Augusts; er bezahlte den auferlegten Tribut, und gleich wie er befahl, Gott zu geben, was Gottes ist, so befahl er auch, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist.

„Giebt es nicht besondere Beweggründe, welche unsere Ergebenheit gegen unseren Kaiser, Napoleon den Ersten, noch um vieles verstärken sollen?“

Antwort: Ja; denn er ist derjenige, den Gott der Herr unter den schwierigsten Umständen erweckt hat, die öffentliche Ausübung der heiligen Religion unserer Väter wiederherzustellen und der Beschützer derselben zu sein; er hat durch seine tiefe und thätige Weisheit die öffentliche Ruhe und Ordnung wiederhergestellt und erhalten; er ist der Verteidiger des Staates durch die Kraft seines

mächtigen Armes, und durch die heilige Salbung, welche er aus den Händen des Papstes, des Oberhauptes der allgemeinen Kirche, empfangen hat, ist er zum Gesalbten des Herrn geworden.

„Was soll man von denjenigen halten, die gegen unsern Kaiser treulos handeln?“

Antwort: Sie machen sich nach der Lehre des heiligen Apostels Paulus der ewigen Verdammnis schuldig.

„Verbinden uns die Pflichten, die wir unserm Kaiser schuldig sind, gleichfalls gegen die rechtmäßigen Nachfolger, welche durch die Konstitution des Reichs festgesetzt sind?“

Antwort: Ja gewiß! denn wir lesen in der heiligen Schrift, daß Gott, der Herr Himmels und der Erden, nach seinem höchsten Willen und seiner Allmacht die Regierung nicht einer Person allein, sondern auch seiner Familie giebt.

Die Beschreibung der öffentlichen Feste lehrt zur Genüge, daß „die Mache“ eine vorzügliche war. Außer denjenigen, die sich wirklich aus Ueberzeugung beteiligten, fehlte es nie an der großen Zahl derer, die hurra schreien über Gerechte und Ungerechte. Leider mußte die Dichtkunst sich dabei oft zum Dolmetsch erlogener Gefühle hergeben.

Schon vor der Einverleibung Oldenburgs, als Zever noch zum Königreiche Holland gehörte, hatten „die jungen Töchter der Einwohner von Zever in tiefster Devotion ihrem Könige bei dessen erfreulicher Ankunft“ ein Gedicht überreicht. In demselben legt der Versefabrikant „den jungen Töchtern“ die folgenden Verse in den Mund, deren Inhalt sie gewiß nicht nachgeföhlt haben:

„Lieb' im Aug', im treuen Bufen,  
Ueberreicht der Unschuld Hand  
Dir das Weihgeschenk der Musen,  
Edler Treue Unterpand.  
Womm' erfülle jede Hütte;  
Zever sieht in seiner Mitte,  
Unter Dich, es jauchzt das Land!“

Als nun aber die Oldenburger „neuvereinigte Franzosen“ geworden waren, da begnügte man sich nicht mehr mit den Versicherungen der „jungen Töchter“, sondern



man verlangte die Teilnahme aller. Zum Geburtstage des Korjen veröffentlichte man das folgende

Program m

des Festes, welches am Geburtstage Sr. Majestät des Kaisers und Königs, Sonnabend am 15. August, in Oldenburg gefeiert werden wird.

Art. 1.

Am 14. August abends verläutigen das Läuten aller Glocken und Kanonenschüsse die Feier des folgenden denkwürdigen Tages.

Art. 2.

Mit dem Anbruch dieses Tages werden die Kanonenschüsse wiederholet werden.

Art. 3.

Zwischen 10 und 11 Uhr morgens versammeln sich sämtliche öffentlichen Behörden in dem großen Saale des Stadthauses und begeben sich von da um 11 Uhr unter dem Geläute der Glocken im feierlichen Zuge nach der Hauptkirche St. Lamberti, um daselbst ein Tedeum zu singen.

Art. 4.

Auf dem Schloßplatz ist ein Mastbaum errichtet mit 4 Preisen für diejenigen, welche die Spitze erklimmen. Um 3 Uhr nachmittags wird den Wettseifernden der Zutritt gestattet werden.

Art. 5.

Um 6 Uhr nimmt der Tanz in den dazu bestimmten Sälen im Hause des Gastwirts Henz an der Langenstraße seinen Anfang.

Art. 6.

Es wird ein freyes Schauspiel sein für so viel Personen, als im Schauspielhause Platz haben. Man muß sich deshalb mit Einlaß-Billetten versehen, welche man vom 14ten morgens 9 Uhr an, so lange bis alle Billette ausgegeben sind, im Bureau des Maire abholen kann, ohne Billett wird niemand eingelassen. Der Anfang ist 5 Uhr.

Art. 7.

Das Stadthaus wird erleuchtet werden. Die Ein-

wohner erleuchten die Vorderseiten ihrer Häuser um 9 Uhr abends.

Aus dem Bureau der Mairie  
am 9ten August 1812.

Der Maire.  
Erdmann.

Gesehen und genehmiget.

Der mit der Verwaltung der Unterpräfektur  
beauftragte Präfektur-Rat.

Pavenstedt.

Die Feier dieses glorreichen „Nationalfestes“ war noch unvergessen, als die Behörden bereits daran denken mußten, „das Jahresfest der Krönung Sr. Majestät des Kaisers und Königs und die Schlacht von Austerlitz“ (2. Dez.) festlich zu begehen. Auch dies gelang vorzüglich. Am Vorabend und am Morgen wurde dieser Tag, der gewiß für alle Deutschen ein „denkwürdiger“ war, durch Artilleriesalven verkündigt. Um 1 Uhr begaben sich die Behörden in feierlichem Zuge in die Kirche, von einer Eskorte begleitet. Die Prediger empfingen den Zug in der Vorhalle, und der erste Prediger hatte die traurige Aufgabe, eine „dem Fest angemessene Rede“ zu halten. Mittags vereinigte der General von Osten die vornehmsten Beamten zu dem üblichen Diner, bei welchem die üblichen Hochs ausgebracht wurden. Um 6 Uhr war eine Erleuchtung der ganzen Stadt. Im Lokal des großen Klubs war ein Souper von 100 Gedecken, woran sich wiederum der General und „die Spitzen der Behörden“ beteiligten. Wer dazu nicht gehörte, entging der Qual eines zweimaligen Festessens an einem Tage, konnte sich dafür aber auf einem der öffentlichen Bälle in den dazu gemieteten Sälen erfreuen.

Das Empörendste, was die fremden Gewalthaber an Heuchelei erzwangen, das war jenes Schreiben, welches der Municipal-Rat der Stadt Oldenburg an Napoleon richtete (Februar 1813). Es war in jener Zeit, als die ersten Nachrichten von dem Untergange der großen Armee nach Deutschland gelangt waren. Damals mußte Oldenburg, dem Kaiser Napoleon fünf vollständig ausgerüstete Kavalleristen schenken. (Bremen mußte deren 100 ausrüsten.)

Die Adresse, unterschrieben von sämtlichen Mitgliedern des Municipalrates von Oldenburg, dem Mitglieder der ersten Familien angehörten, ist ein Denkmal der tiefsten Schmach. Sie lautet:

Sire,

Die Erzählung des Verlustes, welchen die übele Witterung unserer Armee zugefügt hat, und die Nachricht von der Verrätereie eines verbündeten Generals sind von Ihren Unterthanen der Kommune Oldenburg mit den Gesinnungen aufgenommen worden, welche edlen und französischen Herzen zustehen; Unwille brach bei der Erzählung der schändlichen Treulosigkeit des Generals von York auf allen Seiten aus.

Um einen Augenblick den Lauf Ihrer Siege zu hemmen, mußten sich die Elemente selbst für Ihre Feinde, gegen Ihre unüberwindlichen Legionen erklären. Aber diese traurige Vereinigung eines rauhen Volkes mit einem noch rauheren Klima, kann nur vorübergehend sein, einige Tage reichen hin, um sie zu trennen; so lange das Genie Ew. Majestät, der Mut und die Ergebenheit eines unermesslichen Reichs, welches unererschöpflich an Hilfsquellen ist, einen Bund, der ewig ist, errichtet haben. Als die Bewohner der äußersten Grenzen Ihrer Staaten, Sire, konnten wir den Ausdruck unserer Ergebenheit nicht eher zu den Füßen Ihres Thrones niederlegen; wie viel hat dieser Aufschub nicht der Ungeduld unserer Liebe gekostet? Wie sehr haben wir nicht bedauert, daß unsere Entfernung uns abhielt, Ihnen als die ersten von allen Ihren Unterthanen die Beweise unserer Treue darzubringen? Wir bitten Ew. Majestät, das Anerbieten von fünf montierten und equipierten Kavalleristen, die bereit sind, in Ihre Dienste zu treten, zu genehmigen.

Wir sind mit dem tiefsten Respekt,

Sire,

Ew. Majestät

Unterthänigste, gehorsamste und treue Unterthanen.  
Der Municipalrat der Stadt Oldenburg. (Folgen die Unterschriften.)

Der amtliche Bericht über die Beteiligung Barel's an diesen erzwungenen Lieferungen lautet:

Barel, am 25. Januar.

„Gestern versammelten sich mit höherer Genehmigung auf dem hiesigen Schlosse in dem SitzungsSaale der Municipalrat unter dem Vorsitz des Herrn Maire von Barel, Grafen von Bentinck, sämtliche Herren Maires und Municipalräte des Kantons Barel und beschloffen einstimmig, dem schönen Beispiele anderer Teile des Kaiserreiches folgend, Se. Majestät, unseren erhabenen Monarchen, durch Vermittelung der dazu geeigneten hohen Behörden ehrfurchtsvoll zu bitten, das Anerbieten von drei bewaffneten und berittenen Kavalleristen, oder falls wider Verhoffen sich keine zu diesem Dienst tüchtige Mannschaft fände, statt deren fünfzehn der besten für die kaiserliche Garde geeigneten Pferde des Kantons huldreichst anzunehmen.“

Dieser konnte unser Volk nicht gedemütigt, schmähllicher die deutsche Sprache nicht mißbraucht werden.

### 5. Oldenburgische Männer in der französischen Zeit.

Das Bild der heimischen Zustände in jenen Tagen gewinnt noch an Lebhaftigkeit und Deutlichkeit, wenn man diejenigen Personen ins Auge faßt, die sich durch Begabung oder durch gesellschaftliche Stellung von der großen Masse abhoben.

Die Männer, die bisher die Führer des geistigen und litterarischen Lebens in Oldenburg gewesen waren, wurden durch die Occupation nach allen Richtungen hin auseinandergesprengt. Daß Halem in Hamburg angestellt war, ist bereits erwähnt. Schon vor ihm war auch Gramberg vom Strudel der Ereignisse erfaßt und seiner Heimat entführt worden. Er hatte es in Oldenburg bis zum Assessor bei der Regierung und beim Konsistorium gebracht, als die Fremdherrschaft hereinbrach. Seine Hoffnung, eine richterliche Stelle beim Tribunal in Oldenburg zu erhalten, war nicht in Erfüllung gegangen. Dagegen wurde er im August 1811 als Rat an das Ober-Appellations-Gericht

für die neuen Departements in Hamburg berufen. Er bezog dort ein Gehalt von 5000 Franken. In der alten Handelsstadt mit ihren schöngeistigen Zirkeln fühlte sich der oldenburgische Dichter bald heimisch. Er schrieb bereits im September an Halem, der bei dem Tribunal in Oldenburg noch die Präsidentenstelle vertrat: „Der Aufenthalt in Hamburg ist mir immer neu und angenehm. In allen Verhältnissen entwickelt sich mir täglich etwas Fremdes, und so habe ich fortdauernd das schöne Gefühl einer Jugendlichkeit, der das Leben erst aufzugehen scheint. Ich werde reich an neuen Ansichten des Lebens, in Studien, in Geschäftskunde, in Bekanntschaften interessanter Menschen, ein Reichthum, der mir mehr denn klingende Münze gilt.“ — Wenige Monate später traf sein Freund von Halem in Hamburg ein. Er war dort in kollegialischer Verbindung mit Gramberg „das Recht nach dem neuen Gesetze auszusprechen, redlich beflissen.“ Ueber den kaiserlichen Gerichtshof urteilte Halem später folgendermaßen: „Dieser zu Hamburg sitzende höchste Gerichtshof, aus sehr ehrenwerten, rechtskundigen Männern der neuen Departements zusammengesetzt, behauptete, so lange er dauerte, in vollem Maße seine Würde, und verdiente ganz die Achtung, welche er bei allen Redlichgesinnten genoß. Schon bei diesem Bewußtsein, durch rücksichtslose unparteiische Gerechtigkeitspflege das mögliche Gute für sein Vaterland zu stiften, mußte jedem der dabei Angestellten — der Aufenthalt in Hamburg willkommen sein.“

Die gemeinsame Thätigkeit der beiden Freunde dauerte bis zum Frühjahr 1813, wo die Einnahme Hamburgs durch die Russen unter Tettenborn das Ende des Gerichtshofes herbeiführte. Die beiden Oldenburger fanden eine Zuflucht in Cutin. Sie ahnten nicht, daß die Franzosen Hamburg aufs neue einnehmen würden. Als dies furchtbare Ereignis doch eintrat, mußten beide im Juni 1813 mit widerstrebendem Herzen auf ihren Posten zurückkehren. Aber die Gesundheit Grambergs, dessen Lebensgeschichte hier gleich zu Ende geführt sei, war zerrüttet. Die Nachricht von dem Morde seines edlen Freundes von Berger, die Kunde von dem Tode zweier jüngerer Brüder, an denen er mit ganzer Seele hing, hatten seinen ohnehin nicht sehr

widerstandsfähigen Körper geschwächt. Er nahm im Juli Urlaub nach Oldenburg, das er, obgleich zur Rückkehr nach Hamburg aufgefordert, nicht wieder verließ. Als bald nach der Rückkehr des Herzogs die alte Verfassung wieder hergestellt wurde (Oktober 1814), ward ihm seine frühere Stelle wieder zu teil. Er starb jedoch bereits im folgenden Jahre. Seine Gedichte wurden von seinem Freunde herausgegeben. „Deutschland wird den lieblichen Dichter nicht vergessen, dessen mannigfaltigen Gefängen es seit lange mit Wohlgefallen horchte.“ So schrieb der unermüdbliche von Halem damals aus Eutin nach Oldenburg. Diese Voraussage hat sich allerdings nicht erfüllt. In der oldenburgischen Litteratur aber verdient Gramberg, der auch mehrfach heimische Stoffe, wie die Sage vom Wunderhorn, bearbeitete, einen ehrenvollen Platz.

Der jüngere Bruder Halem's, der Bibliothekar, hatte schon vor der Besitzergreifung Oldenburgs durch die Franzosen sein Amt als Bibliothekars niedergelegt und war Auktionsverwalter in Ovelgönne geworden. Hier hatte er seine Frau verloren, sein Haus war vom Feuer verzehrt worden. Das neue Regiment nahm ihm sein Amt. Er wurde nun kaiserlicher Notar, zuerst in Ovelgönne, dann in Oldenburg, fand dabei aber nicht sein Auskommen.

Der Erzieher der oldenburgischen Prinzen, der Konsistorialrat Kruse, sowie der Rektor des Gymnasiums, Ahlwardt, verließen nach der Besitzergreifung ebenfalls Oldenburg. Ersterer wurde Professor an der Universität Leipzig, wo er seinen berühmten historischen Atlas zu Ende führte, letzterer lehrte in seine Heimat Greifswald zurück. Der verbitterte Mann sah die Zukunft in den schwärzesten Farben. „Nach meiner Ansicht,“ schreibt er an Halem\*) „wird aus Oldenburg ein müßiges Landstädtchen mit der Zeit und aus dem Gymnasium, das im vorigen Jahre 38 Primaner zählte, eine Bürgerschule, wo man nebenher etwas Latein lehrt.“

Ahlwardt's Nachfolger war der bisherige zweite Lehrer, Professor Ricklefs. Auch er, der später seinem Franzosenhaß so unzweideutigen Ausdruck gab, entging nicht dem

\*) Halem's handschr. Briefwechsel auf der großh. Bibliothek.



Schicksal, Gefühle heucheln zu müssen, die dem heißblütigen Manne völlig fern lagen. Als Napoleons Geburtstag gefeiert wurde, und man zu der Abendvorstellung, der auch die öffentlichen Autoritäten bewohnten, eines Prologes bedurfte, da fiel Rickleffs die Aufgabe zu, diesen zu verfertigen, da die oldenburgischen Dichter „außer Landes waren.“ Die Schlußzeilen seines Prologes lauten:

„O laßt Napoleon, was er mit Schöpferhänden  
Zum Segen für die Welt begonnen,  
O laßt es, Götter, Ihn vollenden!  
Das Glück, das wir durch ihn gewonnen,  
Ihn lange noch befestigt sehn,  
Sein treues Volk in ihm den Weisen,  
Den Helden und den Vater preisen,  
Und seinen Thron auf Demantfüßen sehn!“

„Die Götter“ ließen sich durch die Poesie des oldenburgischen Rektors nicht beeinflussen und versagten seinem Wunsche die Erfüllung.

Man wird bei dieser Gelegenheit an ein Wort erinnert, das Rickleffs später in der Erinnerung an die französische Zeit niederschrieb: „Man wurde gezwungen, Anhänglichkeit der neuen Regierung zu heucheln.“ Wahrscheinlich hat der Rektor dabei an seinen unglücklichen Prolog gedacht. Kann man das Verhalten Rickleffs in diesem Falle aus der ganzen Lage erklären, so fällt dieser Entschuldigungsgrund dem Stiefbruder Halem's, dem früheren Neuenburger Kriegsrate, gegenüber weg. Sein ganzes Verhalten spricht dafür, daß er seiner Ueberzeugung Ausdruck gab, als er zum Geburtstage des „Königs von Rom“ (21. März) in einem „Gedichte,“ welches nach einem französischen Vorbilde war angefertigt worden, seiner Begeisterung für Napoleon Ausdruck aus. Er war jedoch ein ebenso schlechter Prophet, wie Rickleffs, wenn er zum Schluß die Zukunft des jungen Kaisersohnes in den glänzendsten Farben malte:

„... Dann schlägt Sein Herz voll Lieb und Ehrfurcht dem Helden,  
Ihm, der das Leben ihm gab, stets Sein erhabenes Vorbild.  
Und mit ganzem Gemüt nur horchend der Stimme des Vaters,  
Lernt er die Kunst, zu befestigen für die fernsten Aeonen,  
Jenes unermessliche Denkmal des Ruhms und des Segens.

Diesem zuletzt genannten Oldenburger, bei dem man so schmerzlich alle Vaterlandsliebe vermißt, verdient ein

Mann gegenüber gestellt zu werden, der durch die Ereignisse der französischen Revolution aus seinem Vaterlande war vertrieben worden und nun in Oldenburg eine zweite Heimat gefunden hatte, deren hartes Los nach Kräften zu mildern er sich angelegen sein ließ. Es war der Emigrant Louis de Cousser. (Geb. 27. März 1775 in Castel, Departement du Nord.) Er lebte in Oldenburg als Kaufmann und war seit Juli 1811 Mitglied des oldenburgischen Municipalrates, dessen Präsident er am 2. April 1812 wurde. de Cousser hatte als Emigrant und treuer Anhänger der Bourbonen die Feldzüge zwischen 1792 und 1795 mitgemacht. Er hatte an der berühmten Verteidigung der Stadt Menin und an der Selbstbefreiung der Garnison unter dem Generalmajor von Hammerstein teilgenommen, die Gerhard von Scharnhorst, der Schöpfer der neuen preussischen Armee, später ausführlich beschrieb und als ein Meisterstück hinstellte. Damals — es war in der Nacht vom 29. auf den 30. April 1794 — wurde er mit 51 Kameraden kommandiert, den Vortrab des Ausfalles zu bilden. Die Emigranten stießen den ersten feindlichen Posten bis auf den letzten Mann nieder und verloren dabei 39 Mann. de Cousser selbst erhielt drei Wunden, blieb aber noch 3 Stunden im Gefecht. (Noch im Jahre 1814 verlieh ihm der König Ludwig XVIII. für sein tapferes Verhalten den St. Ludwigs- und Lilien-Orden.) de Cousser war als geborener Franzose die gegebene Persönlichkeit gelegentlich den Vermittler zwischen den Oldenburgern und ihren Unterdrückern zu machen. Dieser Aufgabe hat er sich nicht entzogen, und der jüngere Halem sagt deshalb\*) nicht mit Unrecht von ihm, „daß der große Anteil, den er an der Rettung des Lebens mehrerer Oldenburger und an der Abwendung größeren Unglücks von unserem Lande gehabt, nicht so allgemein bekannt sei, als er es zu werden verdiente.“

Als die Selbständigkeit des Herzogtums Oldenburg aufgehört, waren nur wenige oldenburgische Beamte vermögend genug, um auf eine Anstellung im französischen Dienste verzichten zu können. So sah sich der Kammer-

\*) In einem handschr. Briefe.



assessor Erdmann gezwungen, sich um die Einnehmerstelle des Arrondissements Oldenburg zu bewerben. Sehr gegen seinen Wunsch erhielt er dagegen die Stelle eines Maire von Oldenburg. Der Kammerrat Hansen erhielt das Amt eines receveur des droits réunis. (Einnehmer der indirekten Steuern.)

Zu den wenigen Glücklichen, die auf eine Anstellung im französischen Staatsdienste verzichten konnten, gehörte Albrecht Ludwig von Berger (geb. zu Oldenburg 5. November 1768), ein hochgebildeter, leider körperlich schwächer Mann. Er hatte sich bereits als Schriftsteller einen Namen gemacht und durch mannigfache Reisen seinen Gesichtskreis erweitert. Als das französische Unwetter hereinbrach, war er als Landvogt Vorsitzender des Landgerichtes in Oldenburg. Er suchte indessen keine Anstellung wieder und übernahm nur das Ehrenamt eines Departementsrates und Aufsehers der Hospizen. Wohl hatte er sich jahrzehntelang an französische Litteratur genährt, sein Herz aber war deutsch geblieben. Die Schmach Deutschlands fühlte er in ihrer ganzen Größe. Der scharfsinnige Mann ahnte den Ausgang des russischen Feldzuges. Sein Freund Ricklefs sagt von ihm: „Als die Russen das alte, ehrwürdige Moskau selbst in Brand gesteckt hatten, da konnte er, der Erfüllung seiner Hoffnung gewiß, seine Freude kaum mehr verbergen, und er mied jetzt jede Gesellschaft, die wenigen Freunde, denen er vertraute, ausgenommen, um sie nicht laut werden zu lassen.“

Nicht minder deutsch geföhnt wie von Berger war Christian Daniel von Finckh (geb. 9. September 1765 zu Kloster Zeven im Herzogtum Bremen), der Sprößling einer altadeligen Familie, deren Stammvater, ein kaiserlicher Oberst zu Pferde, im Jahre 1543 von Ferdinand I. war in den Adelsstand erhoben worden. Als Napoleon Oldenburg in Besitz nahm, war von Finckh Landvogt in Ovelgönne, also Vorsitzender des dortigen Landgerichtes; er hatte diesen Posten seit dem Jahre 1808 bekleidet, nachdem er früher in Stade und Dörum thätig gewesen war. Die Neuorganisation des Landes nahm ihm sein Amt und übertrug ihm dafür die Stelle eines Instruktionsrichters an dem Tribunal erster Instanz in Olden-

burg. Dadurch geriet er in eine traurige Lage. Während er in Ovelgönne außer freier Wohnung 1500 Thaler bezogen hatte, brachte seine neue Stellung nämlich nur 400 Thaler ein. Davon mit Frau und sieben Kindern zu leben, war unmöglich, zudem Oldenburg nicht zu den „billigen Städten“ gehörte. „So sparsam, still und eingezogen er auch lebte,“ sagt sein Biograph von ihm, — „denn sein Umgang beschränkte sich außer seiner Familie, in deren Mitte er seine meisten Stunden verlebte, nur auf wenige gleichgesinnte Freunde, denen er bald im hohen Grade lieb und wert ward und welchen er auch mit ganzer Seele zugethan war — so hatte er doch nur die trübe Aussicht, allmählich tief in Schulden zu versinken; für einen Mann von seinem Ehrgefühl höchst drückend und niederbeugend. Gleichwohl verlor er den Mut nicht. Arbeit war ihm Zerstreuung, und sein hohes Vertrauen auf Gott, und die Hoffnung, die französische Gewaltherrschaft werde sich selbst zerstören, und der Tag der Freiheit wieder anbrechen für sein deutsches Vaterland, die stets in seiner Seele fortlebte und unter Freunden oft von ihm geäußert ward, erhielten ihn aufrecht in dieser sorgenvollen Lage.“ —

Diesen patriotisch gesinnten Männern reihen sich würdig diejenigen an, die vom Vertrauen des Herzogs berufen waren, während seiner Abwesenheit seine Vermögensinteressen wahrzunehmen. Es waren der Kammererrat Menz, sowie dessen Schwiegerohn, der Regierungsassessor von Beaulieu-Marconnay. Der Kammerherr <sup>ml</sup> fürchtete die fremden Machthaber nicht. Als der Geburtstag des Herzogs von Oldenburg war, lud er sogar den Unterpräfekten Pavenstedt, sowie den Maire Erdmann zu einem Abendessen ein. Erdmann wußte, welchen Zweck das Essen hatte. Er machte Pavenstedt Mitteilung, und die natürliche Folge war, daß beide die Einladung ablehnten. Sie versäumten aber nicht, ihrer Teilnahme an dem Geschick des Herzogs Ausdruck zu geben. Menz zeigte sich damit nicht zufrieden und behandelte Pavenstedt fortan mit großer Kälte.

Als 1812 der Krieg mit Rußland ausbrach, erhielt der Unterpräfekt Befehl, sofort die Domänen des Herzogs

in Besitz zu nehmen. Er sollte darüber ein Protokoll aufnehmen und darin von den Kommissarien nur als von den „receveurs du prince de Holstein“ sprechen. Favenstedt war nobel genug, dem Kammerrat Menz das Ereignis als bevorstehend mitzuteilen. Er nahm den Hypothekensbewahrer Rüder mit als Protokollführer. Als das Protokoll diktiert wurde und darin die Kommissarien als receveurs bezeichnet wurden, da sprang Menz entrüstet auf und erklärte mit Nachdruck, sie zählten als Bevollmächtigte eines souveränen Fürsten zu den Diplomaten. Der Unterpräfekt war jedoch nicht in der Lage, darauf Rücksicht zu nehmen.

#### 6. Die Märzunruhen des Jahres 1813.

Die Russen waren bis Hamburg vorgedrungen. Das Benehmen der Franzosen ward immer ängstlicher. Der Präfekt Graf Arberg nahm sein Quartier in Bremen-Neustadt und hielt 20 angeschirrte Wagen zu seiner Abreise bereit. Im Arrondissement Stade brachen Unruhen aus, die einen für die öffentliche Ordnung und Sicherheit gefährlichen Charakter annahmen. Durch das kluge Vorgehen des Landrats von Marschall, der eine Proklamation erließ, eine Bürgergarde errichtete und den verhassten Namen Maire in Gemeindefunktionär umänderte, gelang es, die Ruhe wieder herzustellen.

Einen bedenklicheren Verlauf nahmen die Unruhen im Arrondissement Bremerlehe. Hier wurde die Batterie zu Carlstadt zur Kapitulation gezwungen. Dies Beispiel brachte auch die Bewohner des oldenburgischen Weserufers in offene Empörung. Kein Wunder; hatten sie doch durch das Darniederlegen des Handels und der Schifffahrt, durch die Frohnarbeiten an den Batterien auf das äußerste gelitten. Die besitzende und gebildete Klasse aber hielt sich zurück. Es waren Haufen der niedrigsten Kreise, die, mit Knütteln und Heugabeln bewaffnet, das Land durchzogen, die Sturmglocken läuteten und hier und da die Säumigen zwangen, sich ihnen anzuschließen. Die Batterie zu Eckwarden wurde von den Küstenkanonieren freiwillig geräumt. Besonders bewegt entwickelten sich die Verhältnisse in Blexen.

Schon in den ersten Tagen des März reiste der Receveur (Einnehmer) des Douanen-Bureaus nach Oldenburg ab, nachdem er seine Papiere, sowie eine Partie konfiszierter Waren an den Maire abgegeben hatte. Bald darauf verließen fast alle Douanen den Ort. Als Besatzung der Batterie waren noch in Blexen anwesend der Kommandant Detrita, der Kanonier-Kapitän Carlter, ein Sergeant-Major und der Gardien (Wächter) der Batterie. Die Küstenkanoniere, die als Besatzung dienten, waren sämtlich Landeskinder.

Die Abreise der Douanen ging glücklich von statten. Es wurde ihnen allerdings laut „Glückliche Reise!“ nachgerufen, auch wurden einige von ihnen wegen ausstehender Schulden gemahnt. Als Ungehörigkeiten aber wird man dies schwerlich bezeichnen können. Am Dienstag, den 16. März ereignete sich ein Vorfall, von dem sich besonnene Leute sagen mußten, daß er den Franzosen, falls sie zurückkehren sollten, einen Vorwand liefern würde, den Ort brutal zu behandeln. Das Bureauhaus, wohin der Maire den konfiszierten Kaffee und Tabak hatte schaffen lassen, wurde geplündert, und alle Warenvorräte wurden mitgenommen.

Am Abend des folgenden Tages kam die Nachricht an, jenseits der Weser ständen einige tausend Insurgenten, die bei Dedesdorf über die Weser setzen und auf Blexen rücken wollten, um die dortigen Einwohner zu bestrafen, weil sie die Geestendorfer Batterie mit Proviant versorgt hätten. Die angesehensten Bewohner des Dorfes kamen zusammen, und man beschloß, dem Kanonier-Kapitän Carlter die Verhältnisse klarzulegen und ihm das Versprechen zu geben, er habe nichts zu befürchten; gleichzeitig aber wollte man ihn bitten, er möge seine Familie im Dorfe lassen, womöglich bei dem Prediger, keineswegs aber möge er, im Falle einige unruhige Köpfe die Batterien angreifen sollten, auf das Dorf schießen lassen.

Es stellte sich bald heraus, daß die Nachricht von den drohenden Insurgenten kein wahres Wort enthielt. Am 17. März aber zog ein Haufen Aufständischer von Abbehausen aus heran. Die französischen Offiziere, mit Ausnahme des Kommandanten befanden sich noch im Dorfe.

Einige Freunde der Kanoniere wollten diesen Lebensmittel nach der Batterie bringen. Als sie sich nun der Batterie nahen, sagte einer der Besatzung, Lübbe Eylers aus Zetel, zum Kommandanten: „Herr Kommandant, sehen Sie, die Insurgenten nähern sich.“ Als nun der Kommandant den Befehl zum Schießen gab, antwortete Eylers: „Nein, auf meine Landsleute schieße ich nicht.“ Dann nahm er ihm Hut und Seitengewehr ab und zwang ihn, die Batterie zu verlassen, die anderen Kanoniere schlossen sich ihm an. Als nun die anderen französischen Offiziere aus dem Dorfe kamen, da wurden sie mit der Drohung empfangen, wenn sie nicht zurückgingen, so würde auf sie geschossen werden. Es wurden auch wirklich einige Schüsse abgefeuert, ohne daß sie geschadet hätten. Jetzt sandten die Kanoniere einige Kugeln über die Weser nach der Geestendorfer Batterie, die von den Lehern belagert wurde. Zwei der Kugeln trafen, und die Besatzung kapitulierte.

Die französischen Offiziere fürchteten mit Recht die Wut der Aufständischen. Sie baten die angesehensten Leute des Dorfes, man möge sie nach Barel transportieren, zuvor aber ihre Habe aus der Batterie ihnen verschaffen. Diesen Wunsch konnte man nicht abschlagen. Eine Kommission begab sich mit der Friedensfahne zur Batterie. Nachdem man das Versprechen gegeben, daß der rückständige Sold ausbezahlt werden würde, lieferten die Kanoniere alle Sachen aus.

Inzwischen rückten die Aufständischen in Blexen ein, die meisten von geistigen Getränken berauscht. Sie drangen in die Häuser jener Personen ein, die mit den Franzosen in näherer Verbindung gestanden hatten. Es bedurfte der Bitten und Fürsprache der angesehensten Männer, um nur die größten Ausschreitungen zu verhindern. Sie drangen in das Haus, in welchem sie die Effekten des Kapitäns Carlter vermuteten, zerschlugen mehreres, schleppten den gefundenen Koffer auf die Straße, brachen ihn auf und durchsuchten alles, trotz der Bitten des geängsteten Franzosen. Es kam indessen von allen Sachen nur eine Uhr abhanden. Das übrige wurde nach der Mairie gebracht, wo sich die Franzosen sammelten. Die Blexer verschafften ihnen Fuhrwerke, gaben ihnen Speise

und Trank, schenkten den Kindern warme Kleidung und wünschten gute Reise. Einige Kanoniere sandten ihnen einige Schüsse nach, um sie noch mehr zu ängstigen. Sie erreichten übrigens glücklich Barel. Es waren 4 Männer, 3 Frauen und 4 Kinder. Von den 5 Jahren, die die Franzosen in Blexen zubringen sollten, waren erst  $1\frac{1}{2}$  Jahre verflossen.

Die üblen Erfahrungen, die man in Blexen mit den „Patrioten“ gemacht hatte, erklärten es zur Genüge, daß die angesehensten Leute der Gemeinde zusammenkamen und die Errichtung einer Bürgerwache beschloßen. Die Familienväter traten derselben bei, erwählten den Maire-Adjoint zum Hauptmann und bestimmten für jede Bauerschaft einen Bürgeroffizier. Französisches Eigentum sollte geachtet werden. Um den Kanonieren den rückständigen Sold für 3 Monate auszahlen zu können, wurden freiwillige Gaben erbeten. Die Batterie sollte außer den Kanonieren auch von Bürgern bewacht werden.

Diese Einrichtungen bewährten sich vortreflich. Es kamen keinerlei Ausschreitungen mehr vor. Für die Kanoniere erbrachte die Sammlung etwa 30 Louisdor. In den nächsten Tagen wurde die Bevölkerung durch Gerüchte aller Art in beständiger Aufregung erhalten. Erst hieß es, ein Haufen Franzosen sei im Anmarsch; von Ovelgönne kamen am 20. März etwa ein Duzend junger Leute an, wohl bewaffnet, um ihren Landsleuten gegen die Feinde beizustehen. Sie konnten schon am anderen Tage wieder abziehen, nachdem sie in Blexen, wo man ihre vaterländische Gesinnung wohl zu würdigen wußte, auf das Beste waren bewirtet worden. Am Tage darauf erweckten die Engländer, die auf kurze Zeit das Fort Carlsburg am jenseitigen Weserufer besetzt hatten, die Hoffnung einer nahen Befreiung und einer baldigen Besetzung der Blexer Batterie durch die Engländer.

Diese Hoffnung indes war eine trügerische. Die Blexer waren entschlossen, dem Zustande der Regierungslosigkeit ein Ende zu machen. Das Dorf befand sich völlig in der Gewalt der Kanoniere, die jedesmal, wenn ihnen eine Forderung verweigert wurde, mit Beschießung des Dorfes drohten. Es wurde in aller Stille ein Abgeordneter nach



Oldenburg gesandt, welcher der dortigen Behörde, die der Unterpräfekt vor seiner Abreise eingesetzt hatte, das Gefährliche der Lage vorstellen sollte. Am Abend des 23. März kam er in Oldenburg an. Er traf von Finckh, welcher der Behörde angehörte, nicht zu Hause und wandte sich nun an Bulling. Zu ihrer großen Bestürzung erfuhren die Oldenburger Herren, daß das Gerücht von der Landung englischer Schiffe bei Blexen auf Unwahrheit beruhe. Um das Maß voll zu machen, kam noch am selben Abend aus Bremen eine Nachricht vom Präfekten, welche die Oldenburger Verwaltungsbehörde wieder aufhob. Die Nachricht von dem Anmarsche der Franzosen, die die Aufständischen züchtigen wollten, kamen ebenfalls aus Bremen. Es war also zu spät, auf die Blexer Verhältnisse irgendwie einzuwirken. Der Blexer Abgeordnete reiste unverrichteter Sache wieder ab, bange Ahnungen im Herzen, die so schrecklich in Erfüllung gehen sollten.

Von Blexen aus hatte sich die Bewegung weßerabwärts verbreitet. In Brake und Elsfleth wurden die Häuser der Maires und anderer französischer Beamten verwüstet und das Eigentum zerschlagen, die mißliebigen Personen konnten sich nur durch die Flucht retten. (So in Brake der Maire Kümme.) Die französischen Adler, die sogenannten „Arien,“ wurden zerschlagen und das oldenburgische Wappen an ihre Stelle gesetzt. Von Brake aus zog ein Haufen nach Ovelgönne, erbrach das Haus des Percepteurs (Einnnehmer) und zerschlug alles. Nur wenig von dem Hausgerät wurde geschont, weil man der Menge vorstellte, es müßten die Schulden des Entwichenen davon bezahlt werden.

Ebenso wie an der Weser brachen die Unruhen auch an der Jade aus. Der Graf Bentinck, der bisher als Maire seine alte Grafschaft verwaltet hatte, setzte eine aus 5 Mitgliedern bestehende Administrativ-Kommission ein, ordnete Justiz und Verwaltung und schaffte sogar einen Teil der fremden Abgaben ab.

Von Varel aus begab sich der Graf mit seiner bewaffneten Dienerschaft nach Bockhorn, um auch dort den Wandel der Verhältnisse bekannt zu machen. Am 20. März, 4 Uhr nachmittags, erschien er auf der Mairie, ließ den

Greffier (Gerichtsschreiber) rufen und sagte: „Ich habe Sie rufen lassen, mein Herr Greffier, um unverzüglich die Befreiung des Herzogtums Oldenburg von dem französischen Joche zu proklamieren. In meiner Herrschaft ist das bereits geschehen, die Franzosen sind gänzlich delogiert und der Unterpräfekt Frochot bereits aus Oldenburg geflohen; ich habe in Varel die Douanen entwaffnen lassen und jetzt will ich nach Neuenburg.“ Damit trabte er fort. Der patriotisch erregte Greffier aber hatte nichts Eiligeres zu thun, als sofort eine Proklamation aufzusetzen, folgenden Inhalts:

„Bochhorn, aus der Mairie, 1813 März 20.

Den Eingefessenen, und allen, die es angeht, wird hiermit öffentlich bekannt gemacht, daß von heute an die Französische Regierung aufgelöst und der Unterpräfekt bereits aus Oldenburg geflohen ist; daß die Schifffahrt wieder frei ist, und ein Jeder an der Oldenburger Küste aus- und einfahren kann, wo er will; daß die Regiebesteuerung aufhört, und Brauer, Brenner, Gast- und Krug-Wirte sogleich im Preise darnach herunter zu setzen haben. Gottlob! wir sind wieder Oldenburger!!

Vivat

Peter Friedrich Ludewig!!! unser wiederkehrender Fürst und Vater!!!“

Der Maire war klug genug, seine Unterschrift zu verweigern. „Dat keem dar nich up an, dat schull he man sulwst dohn!“ Der Greffier befolgte diesen Rat und unterzeichnete. Als die Proklamation bekannt wurde, war die Freude groß. Einige junge Männer bemächtigten sich des Glockenturmes, und bald schallten die Klänge aller Glocken ins Land. Alt und jung versammelte sich auf dem Kirchhof. Die versteckten Schießgewehre wurden hervorgeholt, Freudenschüsse abgefeuert, und dem Fürstenhause wurde eine Lebehoch nach dem andern gebracht. Von Steinhausen kam ein Trupp Einwohner und Schiffer, an der Spitze der alte Freudenberg, ein alter oldenburgischer Soldat, der einen Mastbaum mit der Oldenburger Flagge auf der Schulter trug. Allen Protestierens des Kammerassessors ungeachtet, wurde die Flaggenstange im Vorhofe des Amtshauses aufgepflanzt. Nicht lange



dauerte es, und auch vom Kirchturme wehte wieder die oldenburgische Flagge. Am Abend waren alle Häuser in Bockhorn erleuchtet, und die Gastwirte machten vortreffliche Geschäfte; die Ruhe aber wurde nirgends gestört. Der andere Tag war ein Sonntag. Es konnte nicht fehlen, daß die Zeitverhältnisse der gottesdienstlichen Feier ein ganz besonderes Gepräge aufdrückten. Kurz vor Beginn des Gottesdienstes kamen die Steinhauser in einem großen Boote, welches auf einem Blockschlitten befestigt war, der von 24 Pferden gezogen wurde. Am Mast wehte die oldenburgische Flagge, und jeder trug die oldenburgische Kokarde am Hut.

Unterdessen traf eine Nachricht ein, die geeignet war, die freudige Stimmung etwas zu dämpfen: der Graf Bentinck hatte die Douanen-Brigade nicht mehr in Neuenburg angetroffen. Dieselbe war bereits nach Ostfriesland abmarschirt. Die Bockhorer verkannten die Gefahr nicht, die dies umherstreifende Korps für sie haben konnte. Es wurde sofort eine Bürgergarde errichtet, deren Befehl der Maire-Adjoint Volken übernahm. Schon am Nachmittage wurde eine Refognoszierung unternommen. Es wurde zunächst nach Neuenburg gerückt. Hier schlossen sich mehrere Neuenburger an. Dann ging es über die ostfriesische Grenze. Bei Marx, dem ersten ostfriesischen Kirchdorfe, erfuhr man, daß der Feind in Friedeburg liege. Um ihn zu erschrecken, veranlaßte man die Bewohner von Marx, mit allen Glocken zu stürmen und den größtmöglichen Skandal zu machen. Nicht lange, so wurde von den umliegenden Dörfern Ebel, Horsten, Neustadt zc. in derselben Weise geantwortet. Einige Bockhorer ritten in Friedeburg hinein und kehrten unbewaffnet bei den Voigt Leinert, bei dem die Douanenoffiziere einquartiert waren, ein. Auf die Frage der geängsteten Franzosen, was der fürchterliche Lärm zu bedeuten habe, wurde ihnen die Antwort: „Die Butjadinger, wenigstens 4000 Mann, sind im Anzuge und bereits in Marx!“ Diese Nachricht übte auf die Franzosen die erhoffte Wirkung aus. Innerhalb fünf Minuten stand die ganze Brigade aufmarschirt und trat dann im Geschwindschritt den Rückzug nach Aurich an. Die Bockhorer

Bürgergarde konnte im Gefühl des Sieges wieder heimkehren.

Die Unruhen, die in der Stadt Oldenburg vorfielen, waren hervorgerufen durch die aus dem Lande eingelaufenen Nachrichten und durch das unüberlegte Benehmen der Franzosen. Der geängstete Präfekt in Bremen war unvorsichtig genug, die Gendarmen aus Oldenburg an sich zu ziehen und so den Unterpräfekten jeglichen Schutzes zu berauben. Schon am Abend vorher wurde ihr bevorstehender Abzug bekannt. Am folgenden Morgen rotteten sich Haufen niederen Volks auf dem Markte und in den Straßen zusammen. Die Gendarmen verloren den Mut und warteten in einem Stalle am Schloßhose mit ihren Pferden den Eintritt der Dunkelheit ab. Die Menge auf dem Schloßhose ergözte sich an ihrer Furcht, warf Steine gegen die Thür und begrüßte jeden Gendarmen, der späheud den Kopf aus der Thür steckte, mit einem lauten Hurra.

Da geschah etwas, was die Erregung der Massen noch steigern mußte. Konstrikierte, die man unter den bestehenden Verhältnissen in Bremen nicht zu behalten gewagt hatte, zogen, zum Teil berauscht, in das Damnthor ein. Sie mischten sich unter den Haufen und feuerten ihn zu Thätlichkeiten an. Steine flogen gegen die Thür. Jetzt — es war gegen 9 Uhr — sprengten die Gendarmen aus dem Stallthore, Schimpfworte und Steinwürfe geleiteten sie bis zur Blauen-Haus-Brücke. Ihr Gepäckwagen, den sie hatten zurücklassen müssen, wurde in die Hunte geworfen. Jetzt zog der wütende Haufen nach dem Posthause an der Huntestraße und zertrümmerte den französischen Adler vor demselben. Auf dem Marktplatze wurde der Adler zerbrochen, der vor dem Lotterie-Bureau geprangt hatte. In der Wohnung des Kammerrats Haufen wurden alle Fenster eingeworfen.

Am folgenden Tage wurden wiederum solche Personen bedroht, die in französischen Diensten gestanden hatten. Dann wurde das Douanembureau geplündert. Dort fiel dem Pöbel eine Kiste mit säbelförmigen Messern, wie sie in Westindien zum Schneiden des Zuckerrohres benutzt werden, in die Hände. Jetzt aber hielt es die inzwischen

errichtete Bürgergarde für nötig, thätig einzugreifen. Sie nahm den Räubern die Messer ab und bewaffnete sich selbst damit. Inzwischen kam die Nachricht, die Aufständischen aus Butjadingen rückten heran, um sich an den Franzosen und ihren Freunden zu rächen. Die Franzosen sollten vertrieben werden, wenn die Stadt-Oldenburger es nicht selbst besorgen könnten. Die ganze Stadt geriet in Bewegung. Um die Aufregung noch zu steigern, rückten in der Nacht vom 18. auf den 19. März unvermutet 30 Gendarmen von Bremen ein. Man glaubte, unter ihrer Bedeckung würden der Unterpräfekt und die französischen Behörden abreisen. Die angesehensten Bürger der Stadt fürchteten mit Recht ein Aufrechterhalten der Ordnung sei unter solchen Umständen nur dann zu hoffen, wenn etwas geschehe, die Bevölkerung zu beruhigen. Was nun geschah, das schildert einer der Beteiligten\*) folgendermaßen: „Mein unvergeßlicher Freund, der Herr von Berger, verabredete mit mir am 18. März spät in der Nacht den Plan:

„Die französischen Autoritäten, insonderheit den Unterpräfekten Frochot, unter der Hand zu bewegen, vor ihrer Abreise eine provisorische Autorität an seine Stelle auf eben die Weise zu ernennen, wie solche im Arrondissement Stade in der Person des Landrates Marschall ernannt worden wäre.“

Demzufolge war mir von Herrn von Berger aufgetragen, unter der Hand den Herrn de Couffer, welcher mit dem Unterpräfekten Frochot und den übrigen französischen Behörden in freundschaftlichen Verhältnissen gelebt, für diesen Vorschlag zu gewinnen und durch ihn die französischen Autoritäten zu bewegen, vor ihrer Abreise eine Verwaltungsbehörde einzustellen, welche Ruhe und Ordnung im Innern erhalte und welche die Einwohner des Landes vermögen werde, die Ereignisse der Zeit mit Ruhe und Ergebung zu tragen.

Herr de Couffer ward am 19. März früh morgens mit diesem Vorschlage des Herrn von Berger durch mich bekannt gemacht, und da ihm die Notwendigkeit einleuchtete, daß

\*) von Negelein in seinen handschr. Aufzeichnungen.

an die Stelle der abgehenden französischen Autoritäten eine anderweitige Verwaltungsbehörde zur Vorbeugung einer grenzenlosen Anarchie mußte eingesetzt werden, so ließ er sich bereitwillig finden, den Unterpräfekten zu dieser Maßregel zu bewegen, und war zwischen uns verabredet, den Herrn von Berger, den Tribunalrichter Scholz, sowie zwei Bürger der Stadt zu Mitgliedern dieser Kommission in Vorschlag zu bringen.

Kurz vor der Abreise der französischen Behörden versammelten sich der Maire und Municipalität am 19. März, morgens 11 Uhr und gingen zum Unterpräfekten, um ihn im Namen der Stadt zu ersuchen, durch Ernennung einer provisorischen Verwaltungsbehörde für das Arrondissement der Anarchie des Landes vorzubeugen. Der Herr von Berger und ich schlossen uns dieser Deputation an, und als nun dem Unterpräfekten beweglich vorgestellt ward, in welchem Zustande sich das Arrondissement befinde, und wie es durchaus notwendig sei, eine andere Verwaltungsbehörde provisorisch einzustellen, erklärte der Unterpräfekt mit Thränen und Händeringen, er sei auf Befehl des Grafen von Arberg von seinem Posten gerufen und werde heute mit sämtlichen französischen Behörden nach Bremen abreisen. Flehentlich ersuchte er die gegenwärtigen Personen, durch ihren Einfluß beim Volke ihn vor Gewaltthätigkeit zu schützen.

Der Maire Erdmann erklärte hierauf, da der eine Teil der Bürgerschaft sich dahin geäußert, sich seiner Autorität nicht länger unterwerfen zu wollen und die Einsetzung des alten Stadtmagistrats verlangt hätte, so könne er bei der Entfernung des Unterpräfekten nicht länger seinen Funktionen als Maire vorstehen, wollte hiermit resignieren und seinen Posten der ferneren Disposition anheimstellen. Der Unterpräfekt verweigerte zwar die Annahme der gegebenen Demission des Maire, erklärte jedoch, er sei willens, um das Arrondissement vor Anarchie zu schützen, aus Personen, die bei der Menge in Achtung ständen, eine provisorische Administrativ-Kommission zu ernennen, die statt seiner die Leitung der Landes-Administration übernehme, vorzüglich für die Aufrechterhaltung der ernstlichen Ruhe und Ordnung sorgen und der

Zügellosigkeit, soviel in ihren Kräften stehe, Gehalt thun möge. — Der Unterpräfekt ernannte hierauf unter den versammelten Personen den Herrn von Berger, als bisheriges Mitglied des Departementsrates, den Tribunalrichter Scholz und die beiden Municipalräte Clävemann und Bulling zu Mitgliedern dieser Kommission. Der Tribunalrichter Scholz verweigerte aber die Annahme dieses Antrages, und wurden nun der Tribunalrichter von Finckh und ich zu Mitgliedern erwählt, und hierauf die Kommission mit Vollmachten vom Unterpräfekten versehen.“

Der Unterpräfekt richtete nun ein Schreiben an Herrn von Finckh, worin er ihn zum Präsidenten der Kommission bestellte. Ein zweites Schreiben an die Mitglieder derselben bestimmte als Zweck derselben die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe. Die Kommission sollte die Schulden des Gouvernements und der Kommune bezahlen, die Pensionärs befriedigen und die Ausgaben für die Arrestants und Gefangenhäuser sichern. Da in keiner öffentlichen Kasse Fonds waren, so erlaubte er ihnen, von den Vorräten der Douanen und der Regie etwas zu verkaufen, vorbehaltlich der Billigung des Grafen Arberg. Von den getroffenen Maßregeln sollten sie ihm öfter Nachricht geben.

Nachmittags gegen 4 Uhr zogen die Franzosen ab, von Militär begleitet. Die Bürgergarde schloß den Zug und geleitete ihn bis Bümmerstede. Das Dammthor war sofort hinter ihnen geschlossen worden, und so hatte niemand ihnen folgen können.

Nach dem Abzug der Franzosen brach unbeschreiblicher Jubel los. Auf dem Schloßturme und dem Heiligengeistturme erschien die oldenburgische Fahne. Vom Mast der Schiffe am Stau wehten die alten Farben. Das oldenburgische Wappen am Schlosse wurde von seiner Kalkhülle befreit. Freudenschüsse ertönten, die Schiffer durchzogen mit oldenburgischen Flaggen die Straßen, überall ertönte der Ruf: „Es lebe Peter Friedrich Ludwig!“ Dazwischen erklang der Gesang der Kinder:

„Eins, zwei, drei!

Mit den Franzosen ist's vorbei!“

Abends war allgemeine Erleuchtung der Häuser. Wo man das Bild des Herzogs erblickte, da begrüßte man es mit einem lauten Hurra.

Gegen 9 Uhr wurde an allen Straßenecken eine Proklamation der „provisorischen Administrativ-Kommission des Arrondissements Oldenburg“ angeschlagen, in dem allgemeinen Freudentaumel aber nicht richtig gewürdigt. Die Kommission gab ihre Einsetzung durch den Unterpräfekten bekannt und ermahnte zur Ruhe. An Stelle des zurückgetretenen Maire wurde eine aus den sämtlichen Mitgliedern des früheren Stadtmagistrats zusammengesetzte „Stadt-Kommission“ ernannt, die bisherigen Maires erhielten die Bezeichnung „Gemeindefunktionäre“. Ueber die Deckung der Forderungen wurde das Nötige bestimmt, und am Schlusse hieß es: „Mögen unsern sämtlichen Mitbürgern im Arrondissement die Zwecke unserer provisorischen Einsetzung, und die allein in dem Eifer, ihnen nützlich zu sein, beruhenden Motive, sich diesen Geschäften zu unterziehen, nicht verkennend, mit Vertrauen unsere Bemühungen zur Erreichung derselben ansehen und die ferneren Ereignisse mit derjenigen Ruhe, Biederkeit und Treue abwarten, wie sie ihrer selbst wert sind und wie sie auf die künftige Lage der sämtlichen Einwohner von dem wohlthätigsten Einflusse sein werden. Sämtliche Einwohner werden hierdurch aufgefordert, zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe ihren ganzen Einfluß zu verwenden.“

Als eine zweite Proklamation am anderen Morgen angeschlagen wurde, die das Weiterbestehen aller Verwaltungs- und Justizbehörden nach französischen Gesetzen ankündigte, kehrte die Besonnenheit der Oldenburger zurück. Man sah ein, daß man zu früh gejubelt hatte, und die Landesfahnen verschwanden wieder.

Mittlerweile wurde die Proklamation der Kommission in allen Landesteilen verbreitet, ein Marschkommissär wurde ernannt (de Cousser), und die Ruhe kehrte thatsächlich im ganzen Lande zurück.

Die Thätigkeit der Kommission sollte nur 3 Tage dauern.

Inzwischen war nämlich der General Cara St. Cyr in Bremen eingedrückt, der Präfekt hatte alles gemißbilligt,

was der Unterpräfekt gethan hatte. Trochet selbst schrieb an die Kommission und befahl ihren Mitgliedern augenblicklich ihre Funktionen niederzulegen, da er selbst zurückkehren werde. „In diesem Briefe,“ sagt von Regelein, „machte er uns die bittersten Vorwürfe über unser bisheriges Verfahren, und daß wir seinen Absichten gänzlich entgegengehandelt; er setzte hinzu, er bedaure die Mitglieder dieser Kommission wegen der traurigen Folgen, denen sie ausgesetzt sein würden, da eine Colonne mobile im Amarsche begriffen sei, welche das Verfahren der Kommission aufs härteste rügen werde; er äußerte am Schlusse, wir wären alle verloren.“ —

Wie ist nun das Verhalten der Kommission zu beurteilen?

Ihrer Aufgabe, Ruhe und Ordnung zu erhalten, war sie nachgekommen, sie hatte die Gläubiger, die Forderungen an französische Kassen hatten, beschwichtigt, auch auf einem Privatwege dem Unterpräfekten Bericht erstattet. Befehlt hatte sie allerdings in der Form. Sie hatte nämlich in der Unterschrift die Worte fortgelassen, die der Unterpräfekt verlangt hatte: „Unterpräfektur von Oldenburg. Für den Auditeur=Unterpräfekten.“ Auch hatte sie den Namen „Maire“ verändert in „Gemeinde=Kommissär.“

Diese Formen aber, die man zudem aus der Proklamation jenes Marschall genommen hatte, der den Aufstand in Stade beschwichtigt hatte, waren zur Genüge begründet in der Rücksicht auf die Erregung der Massen, die man dämpfen, nicht aber steigern wollte. Daß es der Kommission unmöglich war, in Ermangelung des Militärs, dem Freudentaumel der Oldenburger zu steuern, ist selbstverständlich. So blieb also nichts übrig, um eine begründete Anklage darauf zu stützen.

Die gefürchtete Colonne mobile zog zuerst nach Blexen und nahm dann ihren Rückweg über Oldenburg. Ueber jene traurigen Tage berichtet de Cousser\*) das Folgende:

„Am 25. März wurde mir als Kapitän der 1. Bürgergarde (aus Mangel anderer Autoritäten) von Delmenhorst gemeldet, daß eine Kolonne Franzosen dort angekommen

\*) In seinen handschr. Aufzeichnungen.

und gerade auf Oldenburg marschiere. Man erfuhr jedoch den 26., daß solche über Stedingerland nach Elsfleth, Brake und so auf Bleggen gehe, und den 27., daß sie von da nach Oldenburg kommen werde, worauf unter den hiesigen Einwohnern ein solcher Schrecken entstand, daß viele derselben flüchteten. Des Morgens wurde der Municipalrat zusammenberufen. Von den 21 Mitgliedern erschienen aber nur die Herren von Jägersfeld, Schröder und der Unterzeichnete. Man beschloß, einige der Notabeln der Stadt, von der Kaufmannschaft und den Handwerkern zu bitten, der Cession in den bevorstehenden unglücklichen Tagen beizuwohnen. Der Herr von Deder, welcher sich besonders in dieser Periode um Oldenburg verdient gemacht hat, hatte auch die Güte, sich zu uns zu gesellen, und so auch Herr Friedrich Meynen, Herr Kaufmann Bollmann, Zimmermeister Meyer und Schuster Leßmann.

Es wurde nun beschlossen, ich solle der Colonne mobile entgegenreiten und den Kommandanten derselben zu bewegen suchen, das der Stadt Oldenburg bevorstehende Unglück möglichst zu mildern. Ich übernahm dies und ritt nachmittags 2 Uhr der Kolonne entgegen. Schon bei Radorst begegnete mir ein Offizier mit zwei Gendarmen, der mir einen Brief von dem Kommandanten der Kolonne, Namens Louis, übergab. Glücklicherweise hatte ich diesen am 21. März nebst etwa 150 Douanen, Gendarmen und sonstigem Militär durch die Stadt Oldenburg gebracht und konnte also aus diesem Grunde bey ihm auf Erkenntlichkeit Anspruch machen. Beym Loherberge traf ich die Kolonne, und an deren Spitze den Kommandanten Louis, welcher mich sehr freundlich empfing. Während er die Kolonne eine Weile ruhen ließ, unterhielt ich mich mit ihm über das gute Betragen der Oldenburger gegen die französischen Autoritäten vom 14. März bis zur Ankunft der Kolonne und bat ihn zugleich, bei allem, was ihm heilig sei, die Stadt Oldenburg und deren Einwohner zu schonen, besonders die Kommission, die alles Mögliche zum Besten des Landes gethan und die Ruhe wirklich wiederhergestellt habe. Der Kommandant versicherte mich, daß er keine Ordre habe, die Kommission in Anspruch zu nehmen, wohl aber eine Liste von einigen Oldenburger Bürgern besitze,

die er arretieren und erschießen lassen müsse. Auf meine Vorstellungen und wiederholten Bitten für dieselben und dem Hinzufügen, daß ich allen schon im voraus versichert hätte, daß niemand was zu befürchten habe, erwiderte er mir endlich, es werde ihm seiner Ordre wegen schwer, meine Bitte zu erfüllen, allein er wolle es doch thun, weil er mir vieles schuldig sei, da ich ihn nebst mehreren Franzosen am 21. März aus Lebensgefahr gerettet hätte. Er ließ darauf den Truppen unter Trommelschlag bekannt machen,

„daß ein jeder von ihnen in Oldenburg sowohl im Quartiere als gegen jeden Einwohner sich gut betragen solle, im Gegenfalle werde er den, der sich etwas zu Schulden kommen lasse, auf der Stelle erschießen lassen.“

Was die Liste betrifft, welche er von einigen der hiesigen Bürger bey sich führte, so habe ich diese nicht allein gesehen, sondern einige Tage im Hause verborgen gehalten, weil ich fürchtete, von Bremen aus möchte noch die Ordre kommen, daß die auf der Liste sich befindenden Personen, unter denen namentlich der Zimmermeister Wöbken sich befand, arretiert werden sollten.

Der Colonne mobile folgten mehrere Wagen mit Gefangenen und Geiseln, unter welchen sich Municipalräte von Elsfleth, Brake, Blexen, Waddens und anderen Kommunen befanden.

Der Kommandant Mouis zeigte mir eine Ordre des Divisions-Generals Cara St. Cyr, nach welcher alle Individuen, welche mit den Waffen in der Hand ergriffen würden, in den Kommunen, wo ein Aufstand gewesen, anderen zum Exempel erschossen und keines derselben nach Bremen gebracht werden sollte, und sagte, daß er von 26 Personen, die er in dem Fort zu Blexen gefangen genommen hätte, 10 zu Blexen, 2 zu Ovelgönne und 2 zu Rothenkirchen habe erschießen lassen, und daß die übrigen 12 in Oldenburg, und zwar an der großen Kirche, auf ausdrücklichen Befehl sollten erschossen werden.

Durch vieles Bitten bewog ich den Kommandanten, daß er hier nur 2 dieser Unglücklichen vor dem Heiligengeist-Thore, bevor die Colonne mobile einzog, vor der Fronte erschießen ließ. Hierauf brachte ich die Truppen nach dem

Markte, wo sie aufgestellt wurden und ihre Quartierbilletts erhielten. Die Gefangenen wurden mit Gendarmen nach der Pfortnerlei und die Geiseln nach dem Schütting gebracht. Ich hatte das Glück, noch an dem nämlichen Tage 23 Geiseln gegen Erlegung einiger Summen baren Geldes zu befreien. Wenn ich mich nicht irre, so betrug die Summe für Blexen 3000 Thaler, Elßleth 2500 Thaler, Brafe 2000 Thaler und Waddens 400 Thaler.

Die Gefangenen wurden am folgenden Tage nach Bremen geführt; nämlich die vom Blexer Fort, einige von Berne und der Pastor von Waddens. Nachdem ich alle möglichen, aber vergeblichen Versuche gemacht hatte, letzteren auch zu befreien, gab ich der Frau Pastorin Schumacher den Rat, sich ihres Mannes wegen persönlich mit einem Schreiben von mir an den General Osten in Bremen zu wenden. Dies geschah, und bald darauf kam auch er wieder frei.

Am 4. April wurde der Obrist vom 152. Linienregiment auf Ordre des Generals C. St. Cyr nach Oldenburg gesandt, auch auf die Stadt Oldenburg eine Contribution von 12,000 Thalern zu legen, die er innerhalb 24 Stunden verlangte, widrigenfalls solle der Municipalrat 12 Individuen ausliefern, die den mehrsten Anteil an dem Aufstande genommen hätten.

Der Herr von Deder, der Municipalrat Schröder und ich wurden ersucht, mit dem Obristen zu unterhandeln, und waren glücklich genug, ihn auf 3000 Thaler herunterzustimmen, welche in der Geschwindigkeit gesammelt und an demselben Abend bezahlt seyn mußten. Da das Zusammenbringen dieser Summe in so kurzer Zeit schwierig war, so ließ die M. K. Höpfen (in Abwesenheit ihres Mannes, der sich auch aus Furcht entfernt hatte) und ich den größten Theil derselben dazu her.

Mit diesem Gelde gingen nun der Herr von Deder, Herr Schröder und ich zu dem Obristen und zählten es auf, welches dann der berückigte Laurent in Empfang nahm, der von C. St. Cyr besonders dazu gewählt war und auf Verlangen zwei Pferde sich schenken ließ.

Madame Höpfen bekam des andern Tages das vorgestreckte Geld wieder zurück, weil unterdessen Gelder von

Westerstede, Osternburg und Edewecht eingekommen waren. Ich erhielt aber noch nichts, weil die geschenkten Pferde noch mußten bezahlt werden. Dem Herrn Kaufmann Bollmann wurden demnach 250 Thaler und Herrn Hermann Kläemann wie ich glaube 175 Thaler ausgezahlt. Auch erhielt der Herr Kaufmann Reinke einige 100 Thaler für Beköstigung des Stabes und für ein Pferd, welches dem Obristen Mouis geschenkt worden war.

Am 5. April erhielt der Kommandant der Colonne mobile Ordre, gleich nach Bremen aufzubrechen, welches auch geschah.

Ich bezeuge es, daß die Gelderpressungen auf Ordre des Generals Cara St. Cyr stattfanden, welcher zu dem Zwecke dem berücktigten Laurent und den Obristen vom 152. Linien-Regiment beauftragt hatte, keineswegs aber von dem Obristen Mouis herrührten, weil ich die Ueberzeugung habe, daß solche Expressungen ihm sehr zuwider waren.

Sobald die Colonne mobile abmarschirt war, schrieb ich ihr ganzes Betragen an den General Osten und den Herrn Polizei-Kommissär Coste.

Der Bruder des Kommandanten Mouis, der damals Percepteur zu Bardewisch war, brachte in Begleitung zweier Gendarmen die erpreßten Gelder sämtlich bis auf 1000 Thaler wieder zurück und überlieferte sie mir. Diese 1000 Thaler soll der Obriste vom 152. Regiment und der Kommissär Laurent unterschlagen haben. Ich übergab das empfangene Geld wieder dem Unterpräfekten Trochot, der gerade zurückgekommen war, und dieser überlieferte es dem Receveur Particulier Römer und schrieb an die Mairen von Elsfleth, Brake, Blexen und Waddens sich hierher zur Unterpräfektur zu verfügen. Am 7. erhielten die Abgesandten von Elsfleth, Brake und Blexen ihr Geld bar und richtig in meiner Gegenwart wieder zurück. Was die Kommune Waddens wieder erhalten hat, darüber kann ich nur wenig Auskunft geben, vielleicht mehr der damalige Professor Ahlers, jetzt Pastor zu Neuenhuntorf. Dieser empfing von mir im Namen des Unterpräfekten gegen Quittung 50 Thaler. Ob er mehr empfangen hat, weiß ich nicht. Von dem nun noch vorhandenen Gelde erhielt auch ich

meinen Vorschuß wieder zurück, und das übrige wurde dem Herrn Friedrich Meinen von dem Unterpräfekten zur Aufbewahrung eingehändigt.

Am 8. April erhielt ich von dem Kommandanten Mouis einen zweiten Brief.

Um die Repartition der zur Befriedigung der Colonne mobile ausgeschriebenen Gelder, sowie um die Erhebung und nachherige Verwendung derselben konnte ich mich zu der Zeit nicht bekümmern, weil ich zu sehr mit andern Geschäften überhäuft war. Der Herr Meinen wird, wie ich glaube, über dies alles hinlängliche Auskunft zu geben imstande sein.

#### 7. Die Blexer Batterie.

Am Abend des 24. März erlangte man in Blexen die Gewißheit von dem Anrücken der Colonne mobile. Lübbe Ehlers, der Kommandant der Batterie, fuhr über die Weser und besprach sich mit dem Kommandanten der Karlsburg. Das Ergebnis dieser Besprechung war der Entschluß, sich bis auf den letzten Mann zu verteidigen. Während sich die Kanoniere auf den Empfang der Franzosen vorbereiteten, brachten die Blexer ihre Frauen und Kinder, soweit dies bei den schlechten Wegen und bei dem Mangel an Pferden und Wagen überhaupt möglich war, in Sicherheit. Gegen 12 Uhr des folgenden Tages sah man auf dem Deiche einen langen Zug Bewaffneter nahen: es waren die Franzosen. Nunmehr wurde die Bürgerwache abgelöst, und die Waffen wurden wieder nach der Batterie gebracht. Um den Kanonieren im Notfalle die Rettung zu ermöglichen, wurden 2 Schaluppen unterhalb der Batterie gelegt. Noch beim Anrücken der Franzosen war Lübbe Ehlers im Dorfe. Er hatte sich im Branntwein Mut getrunken, durchlief mit gezogenem Degen das Dorf und zwang mit Hilfe einiger Kanoniere verschiedene Einwohner, ihm nach der Batterie zu folgen. Unter diesen befand sich auch der Schiffer Gerd Harms aus Tetten, der in Blexen nur Aufträge seiner Kunden nach Bremen entgegennehmen wollte.

Näher und näher kam nunmehr die Rächerschar dem Dorfe. Von den „Patrioten,“ die noch 8 Tage zuvor so



übergroßen Mut gezeigt hatten, ließ sich niemand sehen, und schutzlos war das unglückliche Dorf den Feinden preisgegeben.

Verschiedene Abgeordnete, darunter der Prediger und der Maire-Adjoint, erwarteten sie. Durch einen Blexer, der gerade von Oldenburg kam, erfuhr der Prediger noch rechtzeitig, daß sein Name als Anführer des Aufstandes auf der Liste stehe. Er mußte fliehen. Während die Franzosen auf der einen Seite einzogen, verließ er das Dorf auf der anderen.

Die Kanoniere hielten indessen den Zeitpunkt für gekommen, einzugreifen, und die Kanonade begann. Sie hatten aber keine ausreichenden Maßregeln getroffen und außer den beiden Vierpfündern, die stets landeinwärts gerichtet waren, nur noch zwei Vierundzwanzigpfünder herumgedreht. Es fehlten indessen für die beiden Vierpfünder die nötigen Geschosse, und man war gezwungen, die Kardufen für die größeren Stücke zu zerschlagen. An Gewehren war großer Mangel. Die abgegangenen Kanoniere hatten sie zum Teil mitgenommen, und die noch vorhandenen waren in schlechtem Zustande. So kann man sich denken, wie es mit der Verteidigung der Batterie bestellt sein mußte. Die ersten Schüsse waren wirkungslos. Bevor die Geschütze wieder schußbereit waren, standen die Franzosen bereits unter den Kanonen.

Während die Kugeln von der Batterie herübersauften, gingen die Blexer Abgeordneten, nämlich der Maire, der Maire-Adjoint und ein Einwohner den Franzosen entgegen. Einer der vordersten unter den Feinden war Carlier, dessen sich die Blexer bei seiner Abreise so edelmütig angenommen hatten. Was sie von ihm zu erwarten hatten, das zeigte ihnen schon die Auredede, mit der er sie begrüßte: „Sie sind es, meine Herren, welche mich betrogen und verkauft haben; Sie sind es, welche den Kanonieren die Idee eingaben.“ Er behauptete, nichts für Blexen thun zu können und verwies sie an den Kommandanten Mouis, der aber noch weit zurück war, und auf den sie deshalb nicht warten konnten. Sie hörten aber von einigen Douanen-Offizieren, daß Blexen wahrscheinlich werde in Flammen aufgehen. Nachdem der Ort von Douanen und

Gendarmen besetzt worden war, erfolgte der Sturm auf die Batterie. Lübke Eylers und die Seinen hatten vollständig den Kopf verloren. Es wurde nicht mehr geschossen, auch wurden die bereit liegenden Schaluppen nicht benutzt. Lübke Eylers versteckte sich, die Mehrzahl der Kanoniere flüchtete sich in das Blockhaus. Einige wenige hielten sich in der Nähe der Brücke auf, die in die Batterie führte und die aufgenommen war. Von hier aus beobachteten sie den anstürmenden Feind. Als sie bemerkten, daß einige Douanen und Soldaten sich in den Schanzgraben stürzten, um sich so der Batterie zu nähern, da öffneten die Unglücklichen die Thür der Brücke, wahrscheinlich, weil sie hofften, dadurch Pardon zu erhalten. Jetzt wurde die ganze Besatzung der Batterie zu Gefangenen gemacht. Auch Lübke Eylers wurde entdeckt. Er überreichte den französischen Offizieren Hut und Degen des früheren Kommandanten; beides hatte er bisher als Zeichen seiner Würde getragen. Wenn er aber hoffte, dadurch sein Leben retten zu können, so sollte er sich täuschen. Er ward sofort auf das Glacis geführt, das außerhalb der Batterie lag, und dort rückwärts erschossen. Die übrigen Gefangenen mußten dem graufigen Schauspiel zusehen und wurden dann in das Blockhaus gebracht, wo sie bis zum folgenden Morgen eingesperrt blieben.

Der Kommandant der Kolonne, Alois, lag mit seinem Gefolge in der Pastorei einquartiert. Jeder Soldat nahm in Dorfe Quartier, wo es ihm am besten paßte.

Einige Abteilungen wurden in die nahen Dörfer gelegt. Ueberall verbreiteten sie Furcht und Schrecken. Nicht nur, daß sie von den Hausleuten Geld erpreßten, deren einige bis zu 20 Louisdors geben mußten, nahmen sie alles mit, was nicht niet- und nagelfest war, und das übrige wurde zerschlagen. Was von den Speisen und Getränken übrig blieb, das wurde weggeworfen. Wo noch ein Pferd im Stalle stand, da wurde es fortgenommen; Kälber wurden erstochen und dann, vom Blute triefend, in die Betten gelegt. Gänsen, die brüteten, hieb man den Kopf ab.

Der Kommandant hatte den Maire-Adjoint im Verdacht, einer der Anstifter des Aufstandes zu sein und ließ



ihn verhaften. Es gelang dem Angeschuldigten übrigens, die Erlaubnis zu erhalten, die Nacht über in seinem eigenen Hause zubringen zu dürfen. Er erhielt indessen von Louis noch die schrecklichen Worte mit auf den Weg: „Es ist so viel wider Sie, daß ich Sie morgen früh um 8 Uhr werde erschießen lassen!“ Im Gefühl seiner Unschuld machte der Maire-Adjoint keinen Versuch, zu fliehen. Er blieb und am Morgen des folgenden Tages erhielt er thatsächlich seine Befreiung. Er hatte diese namentlich einem Douanenoffizier zu verdanken, der sich für ihn bei dem Kommandanten verwandt hatte.

Am Morgen des 26. März wurden die Unglücklichen, die während der Nacht in der Batterie gewesen waren, bis in die Mitte des Dorfes gebracht und dann etwa eine Viertelstunde die Straße nach Abbehausen hinuntergeführt. Darauf brachte man sie nach Blexen zurück. Inzwischen war eine Anzahl der angesehensten Einwohner als Geiseln in der Pastorei erschienen. Louis hatte dieselben verlangt, weil es der unglücklichen Gemeinde nicht möglich war, die verlangte ungeheure Kontribution von 12,000 Thalern herbeizuschaffen. Man hatte nur reichlich 1000 Thaler aufbringen können. Die Geiseln erhielten zunächst einen derben Verweis, dann mußten sie sich auf den Kirchhof begeben, wo man inzwischen die Gefangenen aus der Batterie, 27 an der Zahl, vor der Kirchthür in einer Reihe aufgestellt hatte. Das Militär stand unter dem Gewehr ebenfalls auf dem Kirchhose. In der Nähe der Gefangenen mußten die Geiseln, zu denen noch die Geiseln aus Berne und Esfleth, sowie der Prediger und einige andere Einwohner von Waddens kamen, Aufstellung nehmen. Dann wurden zwei der Gefangenen herausgerissen, und die übrigen zur Seite gedrängt. Sie mußten niederknien, mit dem Gesichte nach der Kirchthür gerichtet. Das Kommando: „Feuer!“ ertönte. Die Gemordeten lagen in ihrem Blute. Die Franzosen schrieten hurra, und die Geiseln wurden durch Kolbenstöße gezwungen, die Hüte zu schwenken und in das Geschrei einzustimmen. Dies gräßliche Schauspiel erneuerte sich noch viermal.

Einige Offiziere legten Fürsprache für einige der Unglücklichen ein, und so erhielten fünf derselben die Freiheit.

Einem sechsten, der zu den Kanonieren gehörte, schenkte der Kommandant das Leben, weil das Mädchen des Pastoren für ihn bat und flehte.

Die übrigen aber fanden keine Gnade. Es war vergebens, daß Frauen und Kinder für sie flehten. Für den Schiffer Gerd Harms hatte sich jemand beim Kommandanten verwandt. Die Aussichten waren sehr günstig, als der Douanensoffizier Leblanc ins Zimmer trat. Auf die Frage, ob er diesen Mann kenne, entgegnete er kurz: „C'est un Brigand!“ (dies ist ein Räuber!) Das Schicksal des Unglücklichen war besiegelt, er wurde später in Bremen erschossen.

Was von den unglücklichen Schlachtopfern noch übrig war — es waren ihrer elf — wurde mit den Geißeln zusammengebunden auf Wagen geworfen und abgeführt. Während die Franzosen Anstalten machten, abzuziehen, machten sich einige dieser Bande daran, die Kirchenglocken zu zerstören. Die kleine Glocke wurde zererschlagen, die große beschädigt. Es gelang glücklicherweise nicht, sie aus den Angeln zu heben und dann herabzustürzen.

Dann wurde der Marsch nach Oldenburg angetreten. Das nächste Quartier war Ovelgönne. Die Gefangenen wurden für die Nacht dem Pförtner übergeben. Als der neue Tag anbrach, wurden sie abermals gebunden und auf Wagen gebracht; dann wurde die Reise fortgesetzt. Bei der Strückhauser Mühle angekommen, wurde Halt gemacht. Die beiden ersten besten der Gefangenen erhielten den Befehl zum Absteigen.

Einer der beiden, der etwas französisch sprach, gab wenigstens noch Veranlassung, daß man erklärte, man verlange zwei von den Gefangenen der Batterie. Andernfalls hätte man zwei der Geißeln gemordet. Die beiden Unglücklichen (Johann Janßen aus Abbehausen und Gloystein aus Esenshamm) wurden abseits auf die Weiden geführt und dort erschossen. Dann ging der traurige Zug weiter. Vor dem Heiligengeistthore zu Oldenburg wurde Halt gemacht, und ebenfalls fielen zwei der Schlachtopfer. Es waren Joh. Hinr. Boschen aus Bleyer Sand und Christoph Bielefeld aus Bleyen.



Dann zog der Trupp weiter und rückte in die Hauptstadt ein. Die Gefangenen wurden in Begleitung von Gendarmen durch die Hauptstraßen geführt, um sie zu beschimpfen und um die Oldenburger zu schrecken. Ueber den Aufenthalt der Colonne mobile in Oldenburg ist schon gesprochen worden.

Am Morgen des 29. März wurden die Unglücklichen, die jetzt noch in der Gewalt der Franzosen waren, mit Stricken gebunden und auf einem Wagen über Delmenhorst nach Bremen gebracht. Hier waren sie im Schuldturm untergebracht, bis man sie am 4. April, noch dazu einem Sonntage, vor ein Kriegsgericht stellte, was natürlich nur Schein war. Sie waren mit den Förmlichkeiten eines solchen Gerichtes so wenig bekannt, daß sie aus dem Umstande, daß man sie nicht sofort zum Tode führte, Hoffnung auf ihre Befreiung schöpften. Am folgenden Morgen aber schon ward das Urtheil an ihnen vollstreckt. Dumpfer Trommelwirbel erscholl, und einige hundert Mann rückten heran. Sechs der Gefangenen wurden herausgerufen und vor das Thor geführt. Hier wurden fünf von ihnen erschossen: Gerd Harms aus Tettens, Köbke Boschen, Hermann Arens und Neuhaus aus Blexen, sowie Hermann Freefe aus Waddens. Der sechste, ein Dienstknecht aus der Gegend von Blexen, der sich auch in der Batterie befunden hatte, mußte Zeuge des grausigen Schauspiels sein; dann erhielt er seine Freiheit. Seltsam ist das Schicksal des siebenten der Gefangenen. Dieser war ein Fremder, angeblich aus Mainz gebürtig. Er war desertiert und hatte sich im Lande versteckt gehalten. Dann war er mit in die Batterie gekommen. Dieser Fremde hatte mit vor dem Militärgerichte gestanden. Trotzdem war sein Name auf dem gedruckten Anschlag des Urtheils nicht erwähnt. Er blieb im Gefängnisse, bis die Russen in Bremen einrückten und auch ihm die Freiheit schenkten. Die Franzosen hatten ihn —

#### 8. von Finckh und von Berger.

Als die Nachricht von dem Anmarsche der Colonne mobile nach Oldenburg gekommen war, hatten sich die Mitglieder der provisorischen Regierung auf das Land

geflüchtet. Sie waren sich keiner Schuld bewußt, fürchteten aber mit Recht, die Franzosen würden für die Ausschreitungen in Oldenburg blutige Rache an ihnen nehmen.

Einer von ihnen\*) schildert die Lage, in der sie sich damals befanden, folgendermaßen: „Alles, was uns teuer war, unsere Weiber, unsere Kinder, unser Haus, unser Vermögen, blieb der Raubsucht und der Zügellosigkeit preisgegeben, und der schrecklichste Tag meines Lebens war der Einzug dieser Kolonne, die gleich im ersten Augenblick ihre Barbarei vor den Thoren der Stadt durch die Ermordung zweier unglücklicher Schlachtopfer begann und dadurch einen panischen Schrecken verbreitete. Meine beiden Kinder lagen an einer höchst gefährlichen Krankheit darnieder, mein junges Weib war in Umständen, wo jeder Schreck gefährlich werden konnte. Auf mein inständiges Bitten floh auch sie und mußte unsere kranken Kinder der Sorgfalt fremder Leute überlassen. Eine Stunde vor der Stadt, tief im Moor, lag ich in einer Bauernhütte verborgen, in der schrecklichsten Spannung einer kommenden Botschaft, die mir den Tod eines meiner Kinder oder die Beraubung und Verwüstung meines Hauses bringen konnte.“

Auch von Finckh hielt sich in der Nähe von Oldenburg versteckt. „Wie ich hier lebe,“ schreibt er an einen Freund, „wird Ihnen gestern erzählt sein. Unter anderen Umständen und bei anderen Gefühlen würde es mir ein wahres Vergnügen sein, hier ein paar Tage zuzubringen, und vollends bei der sorgfamen und guten Pflege meiner jungen Wirtin, bei der ich durch die Empfehlung des allgemein beliebten Kammerrats gleich einen guten Stein im Brette erhalten habe. Ich gestehe es Ihnen gern, daß ich in meiner Einsamkeit, die mir so recht Muße zu Grillen, Sorgen und den trübsten Bildern der Vergangenheit und Zukunft gab, viele höchst traurige Stunden durchlebt habe. Wenn ich mir gleich sagen kann, daß ich schuldblos bin, so liegt doch in diesem Verbergen etwas Erniedrigendes. Oft schalt ich mich feige und machte mir Vorwürfe, Frau und Kinder allein dem Schicksal überlassen zu haben, womit Oldenburg bedroht wurde, und das möglicherweise sie vor allen andern

\*) von Negelein in seinen handschr. Aufzeichnungen.



mit treffen konnte. — Auf der andern Seite durfte ich gegen die Hausgenossen nichts anders als die unbefangenste Miene zeigen, damit man nicht gar glaubte, einen Verbrecher bei sich zu beherbergen, durch dessen Aufnahme sie sich selbst verantwortlich machen könnten. Um weiteren Expektorationen vorzubeugen, weiß bis jetzt noch keiner, wer ich bin; nur der Schwager der Wirtin meinte, mich einmal in Oldenburg gesehen zu haben.“

Die Franzosen ließen aussprengen, die Mitglieder der Kommission hätten nichts zu fürchten. Die arglösen Männer kehrten nach Oldenburg zurück. Am folgenden Tage wurden sie zu dem Unterpräfekten beschieden, der ihnen auf sein Ehrenwort die Versicherung gab, es werde, wenn sie sich freiwillig in Bremen stellten, mit einem Verweise alles abgethan sein. Herr von Berger, unstreitig der bedeutendste der Kommission, hielt es für gerathen, eine ausführliche Rechtfertigungsschrift aufzusetzen, die von allen Mitgliedern unterzeichnet und dem Generalsekretär von Halem übersandt wurde, um sie dem Präfekten von Arberg zu überreichen. Gleichzeitig wandte von Berger sich an Pavenstedt, der damals Präfekturnrat in Bremen war, und bat ihn, die Rechtfertigung der Oldenburger Männer bei dem Präfekten zu unterstützen. In diesem Schreiben heißt es: „Unser unter den schwierigsten Umständen nach der redlichsten Ueberzeugung abgemessenes Betragen verdient wahrlich nicht Vorwürfe, daher genommen, weil wir in Formen für einige Tage nachgeben mußten, um das Wesentliche zu retten und vielleicht Ströme Bluts zu ersparen. — Wirken Sie, wie es Ihrem Charakter gemäß ist, mit Eifer für uns, um von Männern, die nur das Gute und die Pflicht wollten, Unangenehmes zu entfernen, das sie unschuldig treffen könnte!“ —

Am 4. April wurden die Mitglieder der Kommission von Gendarmen arretiert und auf das Rathhaus geführt, das von einer Kompagnie Militär besetzt wurde. Unter starker Eskorte wurden sie dann nach Bremen gebracht, wo sie am 5. April mittags anlangten. In Bremen wurden die Gefangenen in der alten Präfektur, die man als Staatsgefängnis eingerichtet hatte, untergebracht. In

dem Zimmer und vor demselben standen Gendarme, die argwöhnisch jeden ihrer Schritte überwachten. Gleich nach ihrer Ankunft befahl ihnen der Kapitän der Gendarmerie ausdrücklich, keinerlei Mittheilungen dem Grafen Vandamme zu machen.

Als Pavenstedt von der Ankunft der Oldenburger hörte, ging er sogleich zu ihnen, um zu erfahren, ob er irgend zu ihren Gunsten thätig sein könne. Die Gefangenen waren sehr ruhig. Sie gaben Pavenstedt die Versicherung, sie wären rein von jeder Schuld. Berger habe eine ausführliche Rechtfertigungsschrift an den Präsekten gesandt und zwar durch den Generalsekretär von Halem. Ihre baldige Entlassung sei zweifellos.

Das Vertrauen, -das von Berger in seinen Jugendfreund von Halem gesetzt hatte, sollte allerdings schmachlich getäuscht werden. Das Schreiben an den Grafen Arberg wurde nicht überreicht und kam uneröffnet zurück. Am folgenden Tage fragte Pavenstedt, besorgt durch das Verbot, die Gefangenen zu besuchen, von Halem nach den Oldenburger Herren. „Sie haben wider Wissen und Willen durch Ihre dem Vandamme gemachten Mittheilungen die Gefangennehmung veranlaßt. Werden Sie denn keine Schritte thun zu ihrer Befreiung?“ — Die Antwort lautete: „Nein! Der Präsekte hat mich gewarnt, mich in diese Sache zu mengen!“ Nachdem von Berger seine Rechtfertigungsschrift, die er schon in den Händen des Präsekten wähnte, wieder zurückgehalten, wandte er sich mit der Bitte, der Vermittler zu sein, an Pavenstedt. Dieser hatte bereits eine Aufforderung von Arberg erhalten, am frühen Morgen zu ihm zu kommen. In der Wohnung des Präsekten wurde Pavenstedt eine Schilderung der Angeklagten in tabellarischer Form vorgelegt, über die er sich aussprechen sollte. Darin hieß es über von Finckh und von Berger, sie wären der französischen Regierung abhold, über Bulling, er sei unfranzösisch gesinnt und habe dies auch dadurch zu erkennen gegeben, daß er sich geweigert habe, den Posten eines Maire anzunehmen. Negelein und Klävemann wurde das Zeugnis einer guten Gesinnung gegeben. Pavenstedt trat vergeblich für die Angeschuldigten ein. Graf Arberg hatte sich durch sein ängstliches Be-

tragen bloßgestellt und wagte es nicht, Vandamme, der durchaus füsilieren lassen wollte, seine Opfer zu entreißen.

Am 7. April, morgens 10 Uhr, wurden die Oldenburger vor Vandamme geführt, der sie mit der größten Festigkeit empfang, in Gegenwart des Präfecten. Nach dem Zeugnis von Negeleins beschuldigte er sie „der Insurrektion und des Aufruhrs“, nannte sie die einzige Veranlassung aller in Oldenburg begangenen Unruhen, schmähte ihr Vaterland auf alle mögliche Weise und entließ sie mit der Versicherung, „die Sonne werde nicht untergehen, bevor er sie nicht alle fünf habe erschossen lassen.“ Den Unterpräfecten nannte er „le misérable jeune Sous-Præfect“ („der erbärmliche junge Unterpräfect“) und selbst den Präfecten Arberg schonte er nicht in Gegenwart der ganzen Versammlung. Der wiederholte Versuch von Bergers, etwas zu seiner und seiner Genossen Verteidigung vorzubringen, war vergeblich. Mit Gewalt wurden die Oldenburger aus dem Zimmer geführt.

Die Drohung des Generals wurde allerdings nicht erfüllt. Er ließ zunächst die Komödie eines Kriegsgerichts aufführen. Schon am andern Morgen kündigte Carlier, der frühere Befehlshaber der Bleyer Batterie, ihnen an, daß sie noch am selben Tage vor ein Kriegsgericht gestellt werden würden, als dessen Capitain rapporteur (Berichterstatter) er bestimmt worden sei. Der Wagen fuhr allerdings auch zur bestimmten Zeit vor, ebenso erschien ein bedeutendes Detachement Gendarmerie. Eine Abführung der Gefangenen fand jedoch nicht statt; das Kriegsgericht war vielmehr auf den 9. April verlegt worden.

Während der Zeit ihrer Gefangenschaft führten die Oldenburger Herren eine gemeinschaftliche Kasse. von Negelein war Kasseführer. von Berger hatte aus Oldenburg etwa 100 Thaler mitgenommen, wovon er zu den gemeinschaftlichen Ausgaben etwa 60 Thaler beisteuerte.

Am 9. April, gegen 1 Uhr morgens, erschien abends die Gendarmerie. Die Gefangenen mußten aber bis gegen 5 Uhr abends warten, bevor man sie zur Sitzung abführte.

Daß dies ganze Kriegsgericht nichts anderes war, als eine elende Komödie, ist über allem Zweifel erhaben.

Die ganze Untersuchung war nur eine leere Form. Schon vorher war das Urtheil feststehend. Man sieht dies daraus, daß der Auditeur, der bei einem Herrn Hagedorn einquartiert war, seinem Quartierwirte auf dessen Frage, welchen Verlauf die Sache wohl nehmen werde, antwortete: „der Verlauf der oldenburgischen Sache sei ihm noch ganz unbekannt; doch wisse er so viel, daß ein paar der Angeklagten verurtheilt, die anderen freigesprochen werden sollten.“ — Ein weiterer Beweis für die Art und Weise dieser „Rechtssprechung“ ist der, daß der menschenfreundliche General von Osten, der die Oldenburger Herren zum Theil persönlich kannte, zu dem Dr. Droste, den man der Form wegen zu ihrem Verteidiger bestimmt hatte, sich dahin äußerte, „er solle sich bei der Verteidigung an nichts kehren und sein Bestes thun“, daß er dann aber hinzufügte, „zwei davon wären verloren“.

Dem Verteidiger wurde sein Amt möglichst schwer gemacht. Es wurden ihm nicht einmal die Anklagepunkte mitgeteilt, und er blieb darauf angewiesen, sich durch mündliche Besprechung mit den Angeklagten zu unterrichten.

Das Kriegsgericht wurde in einem Saale der Navigationschule abgehalten. Die Angeklagten wurden nach von Negeleins Aussage zunächst einzeln vernommen und zwar namentlich darüber, ob sie die Proklamation einstimmig unterschrieben hätten, ob sie die Unruhestifter arretiert und ausgeliefert hätten, warum der Namen der „Maires“ verändert worden, und warum weder an den Präfekten noch an den Unterpräfekten Bericht gekommen wäre.

Darauf wurden die Aktenstücke verlesen, die in dem Berichte des Präfekten an Bandamme, der eine förmliche Anklageschrift bildete, in der Instruktion des Unterpräfekten und in der Proklamation der Kommission bestanden. Dann trug der Berichterstatter Carlier seinen Bericht vor. Er sprach sich dahin aus, „daß die Angeschuldigten sich allerdings, obwohl ein Plan gegen die innere Sicherheit des Staats dabei nicht zu Grunde gelegen, geschwindrige Handlungen hätten zu schulden kommen lassen“. Er be-

antragte schließlich eine Gefängnisstrafe von einigen Monaten nach Artikel 123 des französischen Gesetzbuches.

Der Vorsitzende aber bemühte sich, das Verhalten der Oldenburger als Hochverrat hinzustellen. Es wurden 12 Anklagepunkte aufgestellt, und darin der Kommission alles das zum Vorwurfe gemacht, was sie im Interesse der Aufrechterhaltung der Ordnung angeordnet hatte.

Es kostete von Berger große Mühe, die Erlaubnis zum Verlesen seiner Verteidigungsschrift zu erhalten, die er ursprünglich für Arberg bestimmt hatte. Man hörte ihm ungeduldig und hohnlächelnd zu. Ein Verhör der Zeugen der Verteidigung mußte förmlich erbettelt werden, was natürlich ebenso wirkungslos war, da der Spruch vorher feststand.

Nachdem die Sitzung 6 Stunden gedauert hatte, wurden die Zuhörer entfernt. Die Gefangenen erhielten ein kleines Zimmer zum Aufenthalt angewiesen. Sie ahnten ihr schreckliches Schicksal nicht. von Finckh schloß eine Stunde, den Kopf auf den Tisch gestützt. von Berger verspeiste einige Eier.

Unterdessen fällt die Militärkommission ihren Spruch. Der wichtigste Teil desselben lautet in der Form wie er später veröffentlicht wurde: „Die Militärkommission hat darauf, bei verschlossenen Thüren beratend, die Fragen folgendermaßen gestellt:

Sind die Angeklagten von Finckh (Christian Daniel) und von Berger (Albrecht Ludwig), welche beschuldigt werden, während des im Laufe des Monats März zu Oldenburg ausgebrochenen Aufstandes eine verfassungswidrige und die Sicherheit des Staates gefährdende Proklamation erlassen zu haben, schuldig?

Nachdem die Stimmen von unten aufwärts gesammelt worden und der Präsident die seinige zuletzt abgegeben.

Verurteilt die Kommission den Angeklagten von Finckh (Christian Daniel) einstimmig und den Angeklagten von Berger (Albrecht Ludwig) mit Stimmenmehrheit zur Todesstrafe und befiehlt die Konfiskation ihres Vermögens in Gemäßheit des 125. Artikels, Kap. 2, Abschn. 3 des

am 15. Februar 1810 dekretierten Strafgesetzbuches, welcher also lautet:

Koalition von öffentlichen Beamten.

Falls die Vereinbarung ein gegen die innere Sicherheit des Staates gerichtetes Komplott zum Gegenstande oder zur Folge hätte, so sollen die Schuldigen mit dem Tode bestraft, und ihre Güter konfisziert werden.“

In ähnlicher Weise wird das freisprechende Erkenntnis gegen Bulling, Klävemann und von Negelein formuliert, „indem sie an der provisorischen Kommission des Arrondissements Oldenburg nur einen unbedeutenden und willenslosen Anteil genommen haben“.

Dann heißt es weiter:

„Befiehlt überdies, daß von gegenwärtigem Erkenntnis 1000 Exemplare und zwar auf Kosten der Verurteilten gedruckt und angeschlagen werden.

Trägt dem Berichterstatter auf, die von der Kommission Losgesprochenen in Freiheit zu setzen und gegenwärtiges Erkenntnis den Verurteilten sofort im Beisein der unter Gewehr befindlichen Wache vorzulesen und es seinem ganzen Inhalte nach binnen 24 Stunden vollstrecken zu lassen“.

Gegen 2 Uhr nachts holte ein Wachtmeister der Gendarmen die Herren von Finckh und von Berger ab. Sie wurden in den alten Zwinger geführt, und die drei anderen nach dem Zuchthause gebracht. Schon aus dieser Trennung konnte man auf den Urteilspruch schließen, der ihnen noch nicht bekannt gegeben war. Als der Tag anbrach, kamen einige Freunde nach dem Zuchthause und teilten dort unter Thränen das Urteil mit: von Finckh und von Berger waren zum Tode verurteilt, sie selbst zu sechsmonatlichem Gefängnis. (Sie wurden später durch Bandamme begnadigt; daher der abweichende Wortlaut des Erkenntnisses.) Der Kaufmann Reinken aus Oldenburg bemühte sich vergebens, ein Hinausschieben der Vollstreckung des Urteils zu erwirken. von Finckh und von Berger waren über ihr Schicksal nicht mehr im Zweifel.



Sie nahmen brieflich von ihren Lieben daheim Abschied. Der Brief des Herrn von Finckh lautet:

„Zum letzten Mal ein Lebewohl, liebe, beste Friederike! Wer hätte gedacht, daß man uns für unsere gute Handlung so belohnen würde? — Gern hätte ich Dich und die lieben Kinder noch einmal gesehen, aber vielleicht ist es besser, daß es nicht geschieht. Ich hoffe zu Gott, daß es Dir mit den Kindern wohl gehen wird. Ich sterbe gefaßt. Gehe ich doch nur den Schritt etwas eher, den wir alle gehen müssen. Dort ist es besser!

Es macht mich traurig, wenn ich mir vorstelle, welchen Eindruck die Nachricht auf Dich machen wird. Fasse Dich, beruhige Dich und erhalte Dich den kleinen Kindern, die dann erst unglücklich sein würden, wenn sie auch Dich ver-  
lören. Du kannst unseren Söhnen mit Recht sagen, daß ihr Vater ein rechtlicher Mann war, und ich es nicht verdiente, den Tod der Strafe zu sterben.

Noch einmal Gott befohlen!!

C. D. von Finckh.“

Zwei Stunden vor seinem Tode schrieb Herr von Berger, der unverheiratet war, an seine Mutter.\*)

„Beste, beste Mutter! Wieviel der Sorgen machte ich Ihnen, meine unaussprechlich geliebte Mutter, schon in meinem Leben. Der schrecklichste aller Schläge sollte uns trennen. — Lassen Sie sich, Sie beste, liebste, zärtlichste Mutter, bewußt sein der rechtschaffenen Liebe zu Ihnen, wie sie einem dankbaren Sohne nur möglich ist. Feste, feste Zuversicht des Wiedersehens in einem besseren Leben.“ (Dann folgen noch einige Bitten.) Der Schluß lautet: „Wiedersehen in einer besseren Welt. Verzeihung für manche fränkliche Laune. Beste, beste Mutter, leben Sie wohl. —

In der Ewigkeit auch Ihr gehorsamer Sohn.  
Allen Freunden Lebewohl!“

Am Vormittage des folgenden Tages sollte das Bluturteil vollstreckt werden.

\*) Der Brief findet sich mitgeteilt in einem Schreiben der verwitweten Frau v. Berger an v. Halem auf der großh. Bibliothek.

„Raum hatten wir uns nach dieser schrecklichen Nacht etwas gestärkt,“ erzählt von Regelein, „als ein Detachement Gendarmen uns zu den schreckenvollsten Gänge abholte. Von den Gendarmen begleitet, wurden wir zu Fuß vom Werkhause, von der äußersten Ecke der Stadt, wie gemeine Verbrecher durch unzählbare Haufen Neugieriger, noch ungewiß, was über uns beschlossen, zum Zwinger geführt. Hier trafen wir unsere beiden Unglücksgefährten bereits im Wagen, und hatte der Capitain rapporteur Carlier die Menschlichkeit, uns in seinen Wagen aufzunehmen, und begleitet von einer bedeutenden Eskorte Gendarmen und einem ganzen Bataillon Infanterie fuhren wir langsam zum Richtplatze. Beim Einsteigen fragte uns der Kapitän, ob wir von unserem Schicksal unterrichtet wären, und als wir solches verneinten, erfuhren wir zum ersten Male, daß unsere beiden würdigen Gefährten zum Tode, wir übrigen zu einem sechsmonatlichen Gefängnis verurteilt wären.“ —

Die Richtstätte lag vor dem Doventhore. Unterwegs wurden Arbeiter mit Spaten vom Felde mitgenommen.

Als der Zug auf dem Richtplatze anlangte, wurde das Urtheil verlesen.

von Berger reichte von Finckh die Hand und sprach: „Das Leben läuft schnell ab; wir sehen uns bald wieder!“ Hand in Hand wollten sie in den Tod gehen. Aber man trennte sie. Die Binde wurde ihnen um die Augen gelegt. Es war ein schöner Frühlingstag und von Berger sagte: „*Quel ciel serein, pour mourir!*“ („Welch' heiterer Himmel zum Sterben!“) Dann gab ein Offizier mit dem Degen das Zeichen zum Schießen. von Berger war augenblicklich tot, von Finckh, ein stark gebauter Mann, zudem schlecht getroffen, mußte noch schmerzlich mit dem Tode ringen. Das Militär marschierte sofort wieder ab. Die Leichen der beiden Märtyrer wurden auf dem Richtplatze begraben, in der folgenden Nacht auf Veranlassung des Kaufmanns Reinken eingesärgt und in Walle beerdigt. —

In Bremen herrschte an jenem Tage Grabesstille. Die französischen Offiziere promenierten stumm auf den Wällen. Junge Soldaten, die der Hinrichtung hatten bei-

wohnen müssen, ließen in ihren Quartieren das Essen stehen und streckten sich erschüttert auf das Bett.

Die Herren Gläemann, Bulling und Regelein wurden bald nach ihrer Rückkehr zu Vandamme beschieden, der ihnen eine lange Strafpredigt hielt und ihnen dann auf Fürbitte des vortrefflichen Generals von Osten die Strafe erließ. Sie verließen augenblicklich Bremen und begaben sich nach Oldenburg zurück.

In Oldenburg erregte die Nachricht von dem Mord der beiden braven Männer ein Entsetzen, das nach dem Zeugnis der Zeitgenossen jener Tage unbeschreiblich war. Die unglückliche Frau des Herrn von Finckh, der man die Schreckensnachricht so schonend wie möglich übermittelte, verlor die Besinnung und verfiel in krampfhafte Zucken. Sie erholte sich von diesem furchtbaren Schlage nicht wieder. Sie starb bereits am 28. März 1815. Die hochbetagte Mutter von Bergers mußte den Verlust ihres Sohnes noch 13 Jahre überleben.

Wie sehr sie litt, sieht man aus einem Schreiben, das sie unter dem 3. Juli 1813 an Halem richtete. \*) Darin heißt es:

„Ach ja, lieber teurer Freund, nichts kann meinen Schmerz lindern als mein Tod, und den wünsche ich. Er war mir alles, ja, er war meine Stütze, er war der Liebling meines Herzens. Ich lebte nur für ihn, der mir geraubt ist. Ach, könnte ich Sie einmal sprechen, einmal erzählen, wie alles sich gefügt. — Für mich ist die Welt nicht mehr. Ich möchte ausrufen: „Wo soll ich hin, wo soll ich Rettung finden?“

Erst im Jahre 1826 starb sie. Ein ungenannter oldenburgischer Dichter rief ihr nach:

„Du hast des Leidens Kelch nun ausgeleeret,  
Der 13 Jahre nicht von Deinen Lippen kam,  
Und, zu des Himmels Freuden eingeklehret,  
Fandst Du den teuren Sohn, den freule Macht Dir nahm.  
Die Freunde dürfen Dich nicht mehr bedauern:  
Der Arme nur kann Deinen Tod betauern;  
Dem Deines Hauses Pforten sind geschlossen,  
Aus dem der Not im Stillen Labung zugefloßen.“

\*) Halem's handschr. Briefwechsel auf der großh. Bibliothek.

Der Diener des Herrn von Berger, Conrad Winkler, hatte seinen Herrn in dessen letzten schweren Stunden nicht verlassen. Die Ueberlebenden der Kommission stellen ihm einstimmig das schöne Zeugnis aus „daß er durch sein musterhaftes Betragen, durch seine Treue und innige Anhänglichkeit an seinen würdigen Herrn sich des Vertrauens in jeder Hinsicht vollkommen würdig gemacht habe.“ Er überbrachte der unglücklichen Mutter ein Büschel der blonden Haare ihres Sohnes, die er vom Haupte des Erschossenen abgeschnitten hatte. Als teures Andenken aber bewahrte er die schwere, goldene Kette und die goldene Uhr, die ihm sein Herr in Bremen zum Geschenk gemacht hatte. In die Kapsel der Uhr ließ er die Worte eingraben: „Geschenk meines unvergeßlichen Herrn, des Kanzleyrats und Landvogts von Berger, erschossen fürs deutsche Vaterland durch Franzosenhand den 10. April 1813. Dargereicht in seiner letzten Lebensminute.“ — Dieser treue Mann, von dem die Ueberlieferung erzählt, er habe sich in Bremen für seinen Herrn erschießen lassen wollen, verdient an dieser Stelle wohl eine besondere Erwähnung. (Die Uhr befindet sich noch jetzt im Besitze seines Sohnes, des Herrn Rentners Winkler in Oldenburg.)

Die freigesprochenen Mitglieder der Kommission lebten nach ihrer Rückkehr nach Oldenburg sehr zurückgezogen. Sie standen unter Aufsicht der höheren Polizei. Es war ihnen strenge untersagt, das Geringste über den Prozeß verlauten zu lassen. Die Gewogenheit des französischen Leutnants der Gendarmen mußten sie sich auf einen „guten Rat“ hin, der ihnen von dritter Seite wurde, mit 50 Louisdors erkaufen.

Es erübrigt noch, kurz das Schicksal der anderen Gefangenen aus jenen unheilvollen Märztagen des Jahres 1813 darzustellen:

Der Maire Erdmann war im April ebenfalls verhaftet worden. Er wurde aber fast gleichzeitig mit den Mitgliedern der Kommission entlassen. Am 9. Mai wurde er abermals nach Bremen geführt; sein Sohn begleitete ihn. Dieser holte seine Mutter nach Bremen, eine sehr energische Frau, die nun auch für die nötigen Entlastungszeugen sorgte. Am 24. Mai begann der Prozeß, und zwar vor

einem Gerichtshofe, der mit ordentlichen Richtern besetzt war. Am 12. Juni wurde Erdmann freigesprochen.

Ganz anders, als die Thätigkeit der oldenburger Herrn ist das Verfahren des Grafen Bentinck zu beurteilen. Er hatte am 20. März 1813 eine Proklamation erlassen und damit von der Herrschaft Varel wieder Besitz ergriffen. Er hatte Verwaltung und Rechtspflege provisorisch geordnet und sogar einen Teil der französischen Abgaben abgeschafft. Das war ohne Frage Aufruhr, und eine Rechtfertigung seines Verhalten war unmöglich.

Die 5 Mitglieder der vom Grafen eingefetzten Administrativ-Kommission, unter denen Christian Friedrich Strackerjan (geboren 1777 Dezember 23. zu Stollhamm als Sohn eines Amtsvogtes, seit 1805 Bentinckscher Hofrat) besonders zu nennen ist, wurden gefangen nach Bremen geführt. Der Graf Bentinck begab sich nach Bremen, um womöglich Vandamme zuvorzukommen. Das gelang ihm jedoch nicht. Er wurde gefangen genommen und vor Vandamme geführt. Dieser empfing ihn mit Schimpfworten. „Ich würde Dich sogleich füsiliieren lassen, wenn Dich dieses Zeichen (der Stern des Reunion-Ordens) nicht rettete!“ soll er zu ihm gesagt haben. Nach dem Bericht Pavenstedts drang darauf Graf Bentinck wütend auf Vandamme ein und faßte ihn am Griff seines Säbels. Vandamme aber, noch kräftiger als der Vareler Graf, warf seinen Gegner zu Boden und führte ihn dann in das Gefängnis. Dem Schicksal der Oldenburger Märtyrer entging er wohl nur deshalb, weil Vandamme es nicht wagte, einen so hoch gestellten Mann mit einflußreicher Verwandtschaft füsiliieren zu lassen. Der Graf wurde nach der Festung Wesel gebracht. Dort stellte man ihn vor ein Kriegsgericht, das ihn zur Deportation verurteilte und die Einziehung seines Vermögens aussprach. Er wandte sich mit einem Gesuche an Napoleon und legte zugleich Rechtsmittel gegen das Urteil ein. Er wußte es durchzusehen, daß man ihn von Wesel, wo er krank geworden war, in die Nähe von Paris in eine sogenannte maison de santé brachte. Ehe seine Sache entgeltig entschieden war, brachte ihm der März 1814 die Freiheit.

Von den Bareler Mitgliedern der Kommission waren drei freigesprochen, die beiden Gebrüder Strackerjan aber zu sechsmonatlichem Gefängnis verurteilt worden. Nun aber war Vandamme der Ueberzeugung, daß nur „eine falsche Auslegung der Gesetze“ dies milde Urteil erklärlich mache. Er schickte deshalb die beiden Strackerjan nach Wesel, damit dort eine höhere Behörde über ihr Schicksal entscheide. Hier blieben sie bis zum 6. Dezember, an welchem Tage sie nach Maastricht gebracht wurden. Am 15. Jan. 1814 starb daselbst Martin Uffo Strackerjan. Sein Bruder erhielt am 18. April seine Freiheit.

Als der Herzog Peter in sein Land zurückkehrte, war es eine seiner ersten Sorgen, das Gedächtnis der beiden Märtyrer zu ehren und ihre Angehörigen, soweit dies not that, vor finanziellen Bedrängnissen zu schützen. Er ließ durch sein Tribunal den Prozeß revidieren; dasselbe erkannte:

1) daß die Angeklagten dessen, wessen sie angeklagt worden, nicht schuldig seien, mithin

2) auch der Artikel 125 des peinlichen Gesetzbuches nicht anwendbar sei.

Darauf erließ der Herzog eine landesherrliche Bekanntmachung, die am Jahrestage des Todes der beiden Märtyrer in allen Kirchen verlesen wurde. Darin heißt es zum Schluß:

„In Folge dessen erklären Wir in diesem außerordentlichen Falle, wo die gesetzlichen Vorschriften über ordentliche Rechtsmittel keine Anwendung finden können, die durch den Spruch der französischen Militärkommission vom 9. April 1813 verurteilten

Albrecht Ludwig von Berger,

und Christian Daniel von Finckh

für unschuldig und heben das wider sie ergangene Urteil als ungerecht auf, damit, wenn es gleich nicht in menschlicher Macht steht, die traurigen Folgen solcher Ungerechtigkeit zu vernichten und die tiefen Wunden, welche dadurch geschlagen sind, zu heilen, doch das Andenken der edlen, unschuldig geopfertten Männer rein und heilig, wie es in den Herzen ihrer Mitbürger und Zeitgenossen lebt, auch auf die Nachwelt übergehe.“ —



Die Leichname der beiden Märtyrer wurden von Walle abgeholt und auf dem Gertrudenkirchhofe, in der Nähe der herzoglichen Begräbniskapelle beigesetzt. (12. Mai 1814.) Ueber dem Gewölbe aber, das die beiden Särge birgt, ließ der Herzog ein würdiges Grabdenkmal errichten. Die Zeichnung dazu machte der Architekt Slevogt, der Herzog selbst traf verschiedene Abänderungen. Die Ausführung übernahm der Bildhauer Högl. Das Denkmal trägt an der nach der Straße gewandten Seite die Inschrift: „Ehrenvoll ist für gute Sache der Tod.“\*)

In der Nähe des Denkmals ist auch die Ruhestätte der Witwe von Finckhs und die der Eltern von Bergers. Das eiserne Kreuz auf dem Grabe der ersteren enthält die Inschrift: „Kanzleiräthin Sophie Elisabeth Friederike von Finckh, geb. Süllow, gestorben 28. März 1815, 38 Jahre alt, an Gram über den Verlust ihres gemordeten Gatten.“ Die eiserne Tafel an dem Gitter des Grabes der letzteren enthält lediglich Namen, Geburts- und Sterbetag der Eltern von Bergers. —

Der Kinder von Finckhs nahm sich der Herzog an. Er setzte jedem bis zu seiner Volljährigkeit jährlich 100 Thaler aus. Jede der 4 Töchter erhielt ein Kapital von tausend Thalern. Den Söhnen wurden für den Fall, daß sie studieren sollten, für die 3 Universitätsjahre jährlich 300 Thaler zugesagt. Sein Geschlecht blüht noch jetzt, die Familie von Bergers ist ausgestorben.

### 9. Oldenburger in den Freiheitskriegen.

Während im deutschen Nordwesten das Joch des fremden Eroberers auf der Bevölkerung lastete, schwerer denn zuvor, wurden draußen im Reich die blutigen Schlachten geschlagen, die der napoleonischen Herrlichkeit ein Ende machten. Wenn es unter diesen Umständen Oldenburg nicht vergönnt war, schon damals seine Söhne gegen den Erbfeind zu führen, so fehlten unter den Freiheitskriegern jener Tage doch auch die Oldenburger nicht.

\*) Zwei weitere abweichende Entwürfe zu einem Denkmal befinden sich im großh. Haus- und Centralarchiv.

Der Herzog Peter begab sich von Petersburg, wo er seinen zweiten Sohn verloren hatte, im Januar 1813 nach Königsberg, das die Franzosen nach der berühmten Konvention des Generals York hatten räumen müssen. Hier wollte er die Errichtung einer russisch-deutschen Legion, die schon im Winter des vorigen Jahres in Wilna war beschlossen worden, eifrig betreiben. Sie war eigentlich als eine Vorhut der russischen Armee gedacht, die einen Aufstand der deutschen Bevölkerung herbeiführen sollte. Bisher aber hatte diese Neuschöpfung sich nicht so entwickelt, wie man erwartet und gewünscht hatte. Die Kosacken hatten bereits die Oder überschritten, als man in Petersburg noch an der Errichtung der Legion arbeitete. Somit verfehlte sie ihren eigentlichen Zweck.

Im Anfange des Jahres 1813 hatte die Legion zwei Bataillone Infanterie, 1 Husarenregiment und 1 Batterie reitender Artillerie. Außerdem waren verschiedene andere Truppenkörper in der Formation begriffen. Einen derselben, ein Bataillon Infanterie, das bei Mitau stehen sollte, erhielt auf Veranlassung des Herzogs der nunmehrige Oberstleutnant Wardenburg. Wardenburg eilte nach Mitau. Aber was fand er? Einige Offiziere und 300 Mann, Gesindel, dem jegliche Ausrüstung fehlte. Er führte sein Bataillon nach Königsberg, wohin auch die übrigen Abteilungen der Legion kamen, um zunächst einmal Waffen von den Engländern zu erhalten.

Der Herzog Peter hatte keinerlei Vorliebe für das Kriegshandwerk. Er hatte die Organisation übernommen, weil er der guten Sache dienen und sich dem russischen Kaiser gefällig erzeigen wollte. Viel Arbeit und viel Verdruß hatte er davon gehabt. In Königsberg übergab er den Oberbefehl dem Generalmajor von Krentschild. Dabei blieb er aber Chef, sorgte auch nach wie vor für die Truppen. Das Material war indessen ein äußerst schlechtes. Gefangene Offiziere und Mannschaften zogen den Eintritt in die Legion der Gefangenschaft vor. Da man jeden annahm, der einigermaßen deutsch sprach, so kann es nicht wundern, daß unter den Mannschaften Wardenburgs viele Holländer, Schweizer und Polen waren. Viele mußte er austauschen, da sie an erfrorenen Gliedern litten.



Wardenburg arbeitete aber mit solchem Eifer, daß es ihm gelang, seine Truppe als die erste aus Königsberg führen zu können. Der Herzog und die Generalität gaben ihm bis vor die Stadt das Geleite. Durch eine weise Strenge wußte Wardenburg die im Kriege verwilderten Mannschaften in Zucht zu nehmen. Unwürdige Offiziere nötigte er, ihren Abschied zu nehmen. So konnte er den kommenden Ereignissen mit einiger Ruhe entgegensehen.

Leider war die Aufgabe der Legion eine wenig erfreuliche. Schon während des Marsches nach der Oder trat der Waffenstillstand der großen Armee ein. (4. Juni 1813.) In Mecklenburg vereinigte sie sich mit dem Korps des Generals Wallmoden, mit dem sie dem Oberbefehl des Kronprinzen von Schweden unterstellt wurde. Es ward ihr die unangenehme Aufgabe zu teil, für die selbstsüchtige Politik dieses Heerführers einzutreten, der die Dänen zur Abtretung Norwegens zwingen wollte. Es ist hier nicht der Ort, des Näheren auf die Geschichte der Legion einzugehen, doch sei erwähnt, daß sie sich im ganzen recht brav zeigte, daß sie nach dem Frieden mit Dänemark an den Gefechten des russischen Generals Bennigsen auf der Wilhelmsburg teilnahm und später in hannoverschen Sold trat. Sie kämpfte dann in Brabant und wurde am 2. Juni 1814 aufgelöst. Die Offiziere traten teils in preußische, sächsische und bergische, teils in russische Dienste. Wardenburg hatte schon im Januar des genannten Jahres die Legion verlassen und sich mit Aufträgen des Generals Wallmoden zum Kaiser Alexander nach Frankreich begeben. Diese Aufträge betrafen die Reorganisation der Legion. Wardenburg, der sich auf der Hinreise auch einige Tage bei seiner Mutter in Delmenhorst aufhielt, erreichte nach unfäglicher Mühe das russische Hauptquartier in Troyes: Er erhielt mit Rücksicht auf die Legion viele Versprechungen und Versicherungen, das war alles. Auf der Rückreise hielt er sich abermals in Oldenburg auf, und hier war es, wo der Herzog Peter seinem Leben eine andere Wendung gab.

Zu der Zeit, als der Herzog sich in Königsberg aufhielt, begab sich der Erbprinz Paul Friedrich August im Gefolge des russischen Kaisers zur russischen Armee, die sich bereits in Schlesien mit den Preußen vereinigt hatte.

Er rückte später mit den verbündeten Armeen durch Schlesien und Sachsen, nahm teil an den Schlachten von Lüßen (2. Mai) und Gaußen (20. Mai). Er war zugegen, als im Spätsommer die Schlachten bei Dresden, Kulm und Leipzig geschlagen wurden. Welchen Eindruck sein damaliges Benehmen machte, das sieht man aus den Worten Friedrich Wilhelms des Vierten, der nahezu vier Jahrzehnte später sich folgendermaßen äußerte: „An die schönste und größte Zeit meines Lebens, an den Feldzug 1813, kann ich nicht denken, ohne daß mir der Erbprinz von Oldenburg einfällt; wir waren damals zusammen im Hauptquartier und haben so viel Bedeutendes miteinander durchgesprochen und empfunden. Das vergißt sich nie. Der Großherzog war zwar älter und verständiger als ich, aber er ist ganz der Mann, sich liebevoll zu den Jüngeren herabzulassen und mit ihnen zu leben und zu fühlen.“

Eine Folge der Schlacht bei Leipzig war auch die Befreiung Oldenburgs vom französischen Joch, der Herzog kehrte in sein Stammland zurück und berief seinen Sohn zu sich, der mittlerweile mit den siegreichen Truppen bis an den Rhein gezogen war.

Zu der Zeit, als der Erbprinz sich im Hauptquartier zu Schweidnitz aufhielt, sollte er die Erfahrung machen, daß die jungen, vaterlandsbegeisterten Oldenburger nicht zurückstanden, wenn es galt, für die Größe und Freiheit Deutschlands einzutreten. Eines Tages, als er von einer Truppenbesichtigung zurückkehrte, begegneten ihm fünf junge Leute, die von einem preußischen Offizier einem Füsilierbataillon zugeführt wurden, um in dasselbe einzutreten. Die jungen Männer waren Oldenburger. Sie erkannten in dem jungen russischen General, der mit einem Gefolge von Adjutanten und Kosaken die Straße hinuntersprengte, ihren Erbprinzen. Durch Vermittelung des preußischen Offiziers wurden die jungen Oldenburger vor ihren Erbprinzen geführt. Es entspann sich das folgende Gespräch:

„Sie sind Oldenburger?“

„Ja.“

„Wie heißen Sie denn?“

„Schloifer.“



„Ah, der Name ist mir sehr bekannt; Sohn von dem Kammerrat ohne Zweifel. Und Sie?“

„Becker, Sohn des Bauinspektors.“

„von Muck, Sohn des Landvogts.“

„Closter.“

„Mosle.“

Auch diese Namen waren dem Erbprinzen nicht neu.

Er lobte den Entschluß der jungen Leute, ließ jedem zu seiner Ausrüstung 60 Thaler übergeben und bestimmte außerdem, ein jeder von ihnen solle so lange monatlich 3 Thaler Zulage erhalten, als sie von ihren Angehörigen außer Verbindung sein würden.

Die Erlebnisse jener Oldenburger sind für jene große Zeit der Erhebung Deutschlands außerordentlich charakteristisch. Der bedeutendste jener fünf war ohne Zweifel Johann Ludwig Mosle, der Sohn jenes Kanzleirats, den wir bereits bei der feierlichen Besignahme des Herzogtums als den Vertreter des Grafen Bentinck kennen gelernt haben. (Mosle wurde geboren in Varel 1794 Januar 2.; er starb in Oldenburg 1877 Oktober 24.) Seit dem Jahre 1811 studierte er in Straßburg, dessen Universität, als eine französische, damals den Vorzug vor den deutschen hatte. Mosle, von glühender Vaterlandsliebe beseelt, haßte die Franzosen, die sein Vaterland geknechtet hatten. Mit großer Erregung las er mit seinen Freunden jene Bulletins, die die Niederlage Napoleons eingestanden. Die Commilitonen aus den hanseatischen Departements wanderten oft nach dem badischen Rehl, dort die Zeitungen zu lesen. Als sie nun von dem Abfall Preußens hörten, als sie den Aufruf des Königs „An mein Volk“ lasen, da war der Entschluß Mosles und seiner oldenburgischen Freunde gefaßt: Sie wollten als Freiwillige in die preussische Armee eintreten und gegen Napoleon kämpfen. Mit nicht unansehnlichen Varmitteln ausgerüstet, wanderten sie nach Heidelberg. Hier ließen sie sich als „Holsteiner aus Oldenburg in Holstein“ als Studenten einschreiben. Einige Wochen später nahmen sie auf ihre Matrikel Pässe über Erlangen nach Baireuth und Karlsbad. In Baireuth erhielten sie die Nachricht, die französische Armee stehe in der Gegend von Leipzig.

Bald darauf wurde die Schlacht bei Bauzen geschlagen, und die verbündeten Armeen wurden nach Dresden zurückgeworfen. Diese letztere Stadt wollten unsere Oldenburger über Eger, Karlsbad und Teplitz erreichen. Aber in Teplitz angekommen, erfuhren sie, die verbündeten Armeen ständen bei Bauzen in der Lausitz. Dadurch wurde der Weg, den die Oldenburger zurückzulegen hatten, noch um 4 Tagemärsche verlängert, was um so unangenehmer war, als die Gelder auf die Reige gingen. Auf dem Weitermarsch erfuhr man in Zittau, daß die Armee geschlagen sei und sich nach Schlesien zurückziehe. Unter großen Entbehrungen wurde der Marsch fortgesetzt und endlich wurden bei Landshut die preußischen Vorposten erreicht. Die Oldenburger wurden nach Schweidnitz zum General Zastrow gebracht, der sie fragte, ob sie sich als Freiwillige ausrüsten wollten. Da ihnen die Mittel ausgegangen waren, mußten sie die Frage verneinen. Es blieb ihnen nun nichts anderes übrig, als der Eintritt als Soldaten in ein Infanterieregiment.

Auf dem Wege dahin, den sie in Begleitung eines preußischen Offiziers antraten, ereignete sich das geschilderte Zusammentreffen mit dem Erbprinzen.

Nun waren unsere Oldenburger aus aller Not. Sie traten bei dem 1. Bataillon des Garderegiments ein, dessen Befehlshaber Major von Röder war, und wurden dem Jägerdetachement zugeteilt, wie ein solches, und zwar nur aus Volontären bestehend, damals bei jedem Infanterie-Bataillon errichtet wurde. Die Jägerkompagnie hatte bei Lützen und Bauzen große Verluste erlitten, und die fünf jungen Oldenburger waren dem Hauptmann von Grevenitz sehr willkommen. Vier Wochen lang wurden sie in Glas notdürftig einexerziert und kamen dann zum Regimente zurück. Die Kompagnie war 150 Mann stark und bestand fast ausschließlich aus Freiwilligen. Die meisten waren Berliner und Breslauer Studenten, doch fehlten auch Kaufleute und Fabrikanten, sowie höhere Beamte nicht. Es war sogar ein Vater mit seinem Sohne darunter. Die Begeisterung war eine allgemeine. Zweimal hatten die Oldenburger Urlaub nach Reichenbach. Einmal, um sich ihrem alten Herzoge vorzustellen, der sie

durch den Hofstallmeister von Gall fragen ließ, ob er ihnen irgendwie helfen könne. Auch dem Erbprinzen stellten sie sich vor und sprachen ihm ihren heißen Dank aus. Sie besuchten Ernst Moritz Arndt, den Freiheitskämpfer, und wurden bei einer Revue dem König Friedrich Wilhelm III. persönlich vorgestellt. „Brav, daß gekommen sind,“ sagte der wortkarge Monarch, „sich gut halten, Schuldigkeit thun, wünsche Glück im Dienste.“

Endlich trat das ein, was die Oldenburger so heiß wünschten: der Waffenstillstand wurde gekündigt, und am 10. August marschierte das Regiment nach Böhmen, um sich mit der österreichischen Armee zu vereinigen. Es war ein überaus beschwerlicher Marsch. Der Plan der Verbündeten, Dresden zu nehmen, scheiterte. Sie erlitten eine Niederlage und zogen sich eilig nach Böhmen zurück. Die Strapazen dieses Marsches waren unsäglich, die Verpflegung war überaus mangelhaft. Es kam vor, daß die Soldaten über ein Rübenfeld herfielen, die Früchte auszogen und sie roh verzehrten. Bei der böhmischen Grenze hörte man den Lärm einer nahen Schlacht: Das Kleistsche Korps sprengte die 40,000 Mann starke Armee des Generals Vandamme.

Die Oldenburger hatten die Genugthuung, jenen Unmenschen, der so unsägliches Elend über ihre Heimat gebracht hatte, entwaffnet, zwischen zwei preussischen Husaren, an der Spitze der übrigen Gefangenen an sich vorbeimarschieren zu sehen.

Dann wurde der Weitermarsch auf Tepliz angetreten, wo die Truppe vollständig ermattet anlangte. Halbtot von den unerhörten Anstrengungen der letzten Zeit, blieb Mosle auf der Straße liegen, unfähig, das Bivak in der Nähe der Stadt zu erreichen. Da entsann er sich des Gasthofes „Abler“, in dem er 3 Monate zuvor mit seinen Freunden logiert hatte. Dort hatte sich ein Dienstmädchen, die „Käthe“, ihm besonders gewogen gezeigt und ihm im Beisein der übrigen willig einen Kuß gegeben. Auf Käthe setzte er seine Hoffnung, und sie trog ihn nicht. Er schleppte sich dahin und fand seinen Schutzgeist. Sie brachte den Abgematteten in ihre Kammer, holte Essen und Wein, zog ihm die Stiefel aus und wünschte ihm eine gute Nacht.

„Das kommt davo, wenn man unter die Soldate geht!“ Als er am anderen Morgen erfrischt erwachte, stand bereits das Morgenbrod vor seinem Bette. Er kleidete sich an, suchte die Rätthe auf und verabschiedete sich durch Händedruck und Dankesworte von ihr. Eine Stunde vor der Stadt fand er sein Regiment. Die Rätthe aber vergaß er nicht, und als er von dem Rechnungsführer des Erbprinzen die nächste monatliche Zulage ausbezahlt erhielt, da war das erste, was er that, daß er der Rätthe ein buntes Tüchelchen kaufte. Als er es ihr überreichte, erhielt er von ihr einen zweiten Kuß. Dann hat er sie nie wieder gesehen. Vergessen aber hat er sie nicht. Noch in reiferen Jahren hat er bei gelegentlichen Besuchen in Teplitz Erkundigungen nach ihr eingezogen. Leider vergeblich.

Das Lager in Teplitz dauerte fast vier Wochen. Während dieser Zeit hatten die Oldenburger die Freude, daß sich ihr Kamerad von Muck wieder einstellte. Er war nach der Schlacht bei Dresden unterwegs liegen geblieben, dann aber in ein Landwehrbataillon des Kleißischen Korps eingetreten, in dem er die Schlacht bei Kulm mitgemacht hatte. Gesund und munter, allerdings zerlumpt und ohne Waffen traf er wieder ein, nachdem er von einer Verwundung, die er bei Kulm erlitten hatte, wieder genesen war.

Ende September brach die Armee in der Richtung auf Leipzig auf. Am 16. Oktober langten sie auf dem Schlachtfelde zu Leipzig an, gerade als sich der große Reiterkampf Murats entwickelte. Am folgenden Tage war Waffenruhe. Das Regiment, dem Mosle angehörte, bivaktierte Libertwolkwitz gegenüber zwischen Leichenhausen. Mosle schlief einige Stunden auf einem toten Pferde, das noch warm war. Am 18. Oktober, als der furchtbare Kampf um Wachau und Libertwolkwitz tobte, standen die Truppen in der Reserve. Am Abend zogen die Truppen gegen Leipzig ab. In derselben Nacht noch mußte das Korps, dem auch die Oldenburger angehörten, abmarschieren, um den Versuch zu machen, in Raumburg an der Saale dem Feinde zuvorzukommen. Da aber Napoleon sich auf Weissenfels zurückzog, so glückte dies nicht. Einige Tage

später stand das Korps bei Weimar. Die letzten Tage hatten forcierte Märsche gebracht. Mosle konnte kaum noch gehen. Seine Füße waren wund, und von seinen Stiefeln hatten sich die Sohlen fast abgelöst. Es gelang ihm, vom Hauptmann die Erlaubnis zu erhalten, nach Weimar hineinzugehen, um sich womöglich ein Paar Stiefel zu verschaffen. Mosle hinkte fort. Vor ihm lag das berühmte Weimar. So müde er auch war, er dachte an die großen Dichter in der thüringischen Residenz, an Schiller und Goethe, an Herder und Wieland. Auf der vergeblichen Suche nach einem Schuster, der ihm ein Paar Schuhe verschaffen könnte, kam er vor das herzogliche Schloß. Ein Diener in oldenburgischer Livree gab ihm die Auskunft, der Erbprinz sei da und führte ihn in ein Manjardenzimmer. Hier traf er zu seiner großen Freude den Kammerdiener Hagen, den Haushofmeister Grundmann, sowie den Jäger und den Koch des Erbprinzen bei der Mahlzeit. Das Erstaunen war groß. Auf die Fragen erwiderte Mosle: „Fragt nicht viel, aber gebt mir zu essen, und ein Paar Stiefel, und ein reines Hemd, — und dann — laßt mich womöglich Goethe sehen!“ — Das Essen wurde gebracht, Stiefel und Hemd versprochen. Der Name Goethe aber war der Dienerschaft des Erbprinzen unbekannt. „Wer ist Goethe?“ — „Goethe ist ein großer Dichter und dann ist er auch Minister hier in Weimar.“ — „Ja, wenn er Minister ist, so können Sie ihn vielleicht nachher an der Tafel sehen!“

Wirklich ward Mosle das Glück zu teil, von der Galerie des großen Saales aus den großen Dichter zu sehen, der dem russischen Kaiser gegenüber saß, der sich lebhaft mit ihm unterhielt. Abends ging Mosle in das Theater, zu dem Grundmann ihm ein Billet verschafft hatte, und wieder sah er Goethe, mit dem Kaiser und Könige sprachen. Die Nacht über schlief er im Schlosse. Am andern Tage ward er von seinen Landsleuten mit Wein und Eßwaren versehen und fuhr gegen Abend auf einem Marktenderwagen in das Bivak seines Regiments bei Arnstadt. Von allen Seiten wurde sein „fabelhaftes Glück“ bewundert und gepriesen.

Von Thüringen aus marschierte die Armee nach dem

Rhein und kam in der ersten Hälfte des November in Frankfurt an. Die Monarchen nahmen eine feierliche Parade ab, bei welcher es unangenehm auffiel, daß die Volontärjäger keine gute Haltung bewahrten und nur gering an Zahl waren. Der letztere Umstand erklärt sich daraus, daß die Freiwilligen den furchtbaren Strapazen des Krieges nicht gewachsen waren. Die Kompagnie, der Mosle angehörte, war von 180 Mann auf 70 zusammengeschmolzen. Von den 5 Oldenburgern kamen nur 2 in Frankfurt an. Mosle und Closter wurden hier zu Oberjägern ernannt und waren nicht wenig stolz auf ihre Treffen. In Frankfurt verließ der Erbprinz die Armee, nicht ohne vorher noch den Oldenburgern die Zulage ausbezahlen zu lassen. Da die Oldenburger zudem von einem Landsmann in Frankfurt Vorschüsse erhielten, auch wieder mit ihren Angehörigen daheim in briefliche Verbindung traten, so fehlte es ihnen nicht an Geld, sich zu pflegen und auszurüsten.

In der zweiten Hälfte des Dezember wurde der Weitermarsch angetreten. Es ging zunächst über Darmstadt, Heidelberg und Freiburg nach Basel. In Heidelberg suchte Mosle den alten Joh. Heinr. Voß auf und freute sich an dessen grunddeutscher Gesinnung. Am russischen Neujahrstage, dem 13. Januar 1814 wurde in Gegenwart der Monarchen von Rußland und Preußen der Rhein bei Basel überschritten und der Marsch in Feindesland angetreten. Dann ging es über Montbéliard und Besoul nach Langres, wo für einige Tage Halt gemacht wurde. Darauf wurde vorgerückt auf Chaumont, Bar sur Aube und Brienne. Bei Brienne wurde Napoleon, der am Tage zuvor Blücher zurückgedrängt hatte, am 1. Februar geschlagen. Das Korps, bei dem die Oldenburger waren, stand in der Reserve und übernahm die Verfolgung zwischen brennende Häuser durch, über Haufen von Leichen. Dann rückte die Armee langsam über Vendevres und Bar sur Seine auf Troyes. Eines Abends, als Mosle mit 14 seiner Kameraden in einer elenden Hütte Quartier bezogen hatte, von den Flüchtlingen eines halb wahnsinnigen Weibes empfangen wurde er durch den Feldwebel zum Hauptmann bestellt. Er traf daselbst auch Closter und Becker. (v. Muck und

Schloifer waren schon in Hospitälern zurückgeblieben.) Zu ihrem Erstaunen verlas ihnen der Hauptmann eine königliche Kabinettsordre: „Die Volontairs Closter, Mosle, Schloifer, v. Muck und Becker sind auf Reklamation ihres Landesherrn, des Herzogs von Oldenburg, sofort zu entlassen und nach Oldenburg zu instradieren, um in dem dortigen Kontingent angestellt zu werden.“

So mußten denn die Oldenburger, so gern sie Paris gesehen hätten, die Rückreise antreten. Im Hospital zu Besoul fanden sie Schloifer, im Hospital zu Neuschatel v. Muck. Beide waren noch nicht reisefähig. Ueber Solothurn, Basel, Frankfurt und Kassel wurde die Heimreise fortgesetzt. In der zweiten Hälfte des März langten sie in Oldenburg an. Hier erfuhren sie, daß der Erbprinz die Reklamation veranlaßt hatte, weil es für das neu zu errichtende Regiment an Offizieren fehlte. Die Freiheitskämpfer machten sogleich Meldung beim Herzog und beim Erbprinzen. Der letztere verwies sie an den Major von Benoit, der damals das oldenburgische Kontingent befehligte. Einige Tage darauf erhielten Mosle und Closter das Offizierspatent. Becker hatte aus Rücksicht auf seine Gesundheit auf ein Weiterführen der militärischen Laufbahn verzichtet.

#### 10. Außerhalb des Gesetzes.

Der Aufstand im Herzogtum Oldenburg war blutig niedergeschlagen. In starrer Betäubung ließ die unglückliche Bevölkerung nunmehr alles über sich ergehen; die Hoffnung auf baldige Befreiung von dem Joche Napoleons war geschwunden.

Die fremden Machthaber machten im Departementsblatte wenig Aufhebens von den Ereignissen jener Tage. Ueber die Vorfälle an der Unterweser heißt es z. B. unter dem 29. März: „Die Truppen, welche nach beiden Ufern der unteren Weser detachiert waren, um die Engländer zu vertreiben und einige elende Bauern zu bestrafen, die von jenen verführt waren, sind wieder in unsere Stadt eingerückt, nachdem sie einen vollständig glücklichen Erfolg bei diesen verschiedenen Expeditionen gehabt haben. Der Feind hat Artillerie, Fahnen, Positionen verloren; man hat

ihm Gefangene abgenommen. Das Land wird lange an die ungestüme Erscheinung der Engländer und die noch ungestümere Art, womit man sie vertrieben hat, denken. Die Batterie von Blegen ist durch die Preposés der Douanen, welche die Avantgarde der links marschirten Kolonne bildeten, wieder eingenommen.“ — Ueber das Schicksal der Bareler und Oldenburger Verwaltungsbehörden heißt es unter dem 17. April: „Der Kaiser befiehlt durch ein Dekret vom 7. d. M., den Grafen von Bentinck vor eine aus sieben Generälen bestehende, zu Wesel versammelte Militär-Kommission zu stellen. Es ist Sr. Majestät Wille, daß der Angeschuldigte innerhalb 24 Stunden gerichtet, erschossen und dessen Güter konfisziert werden. Eine Militär-Kommission hat die fünf Mitglieder der Administrativ-Kommission von Barel gerichtet, drei derselben sind freigesprochen und in ihre Heimat entlassen. Durch eine falsche Auslegung des Gesetzes sind die beiden anderen, offenbar Schuldigen, bloß zu sechsmonatlichem Gefängnis verurteilt. Sie sind auf die Citabelle zu Wesel geführt, wo die höhere Behörde über ihr Schicksal entscheiden wird. Die fünf Mitglieder der provisorischen Kommission des Arrondissements Oldenburg sind gleichfalls vor eine Militär-Kommission gestellt. Zwei derselben sind zur Todesstrafe verurteilt und innerhalb 24 Stunden hänglich. Die drei anderen sind freigesprochen.“

Inzwischen war am 1. April durch den Divisions-General Cara St. Chr. der Belagerungszustand, in dem sich das Departement seit dem 20. März befand, aufgehoben worden. Zwei Tage darauf aber hatte der gewaltthätige Vandamme einen Tagesbefehl erlassen, der mit den Worten schloß: „Gut und bieder von Charakter, gerecht durch Gewohnheit, werde ich schrecklich durch meine Pflicht. Ganz Soldat und den Pflichten dieses Standes treu, schonen ich nichts, wenn der Wille meines Herrschers, das Wohl meines Vaterlandes und der Ruhm unserer Waffen es fordern.“ Diese Worte waren nicht geeignet, die Bewohner zu beruhigen.

Um die Bestürzung zu vermehren, befahl der Präfekt, alle rückständigen Steuern sollten bis zum 5. April einbezahlt werden. Wegen die Deserteure wurden die schärfsten

Maßregeln angewandt. Die Gemeinden wurden solidarisch verantwortlich gemacht, den Eltern wurde mitgeteilt, daß sie mit ihren Gütern und Personen für die Folgsamkeit ihrer Söhne einzustehen hätten, und daß oberpolizeiliche Maßregeln gegen sie würden angewandt werden. Die Strafandrohungen gegen die Fehler der widerspenstigen Konfribierten und Ausreißer wurden an den Kirchthüren, den Gemeindehäusern, in den Wirtshäusern *z.* angeschlagen. Die Lehrer wurden beauftragt, den Kindern diese Bestimmungen in der Schule zu erklären, und die Prediger ersucht, „allen Bürgern die Pflichten ins Gedächtnis zurückzuführen.“

Um das Unglück vollkommen zu machen, wurde durch ein kaiserliches Gesetz vom 10. April 1813 „die konstitutionelle Regierung in den Departements der 32. Militärdivision suspendiert.“ Das unglückliche Land war dem Sieger schutz- und rechtlos preisgegeben. Dem General wurde die Ausübung der hohen Polizei übertragen. Er konnte die Unterprefekten, Maires *z.* nach seinem Belieben absetzen. Er hatte das Recht, Städten und Gemeinden außerordentliche Kontributionen aufzuerlegen, Geiseln zu nehmen *z.* Wer „des Aufstandes überwiesen“ wurde, sollte vor eine Militärkommission gestellt werden.

Damit die Einwohner vollkommen wehrlos wurden, erging der Befehl, innerhalb 24 Stunden sämtliche Feuerwaffen und Pulvervorräte abzuliefern (20. April.) Zuwiderhandelnde sollten mit dem Tode bestraft werden.

Die jungen Leute, die für den französischen Kriegsdienst ausgehoben waren, ergriffen vielfach die Flucht und hielten sich in den schwer zugänglichen Mooren, in Wäldern, Scheunen oder bei Verwandten versteckt. Das ganze Elend jener Tage tritt uns vor Augen, wenn wir die Anforderungen der geängstigten Angehörigen lesen. Da heißt es *z.* B.:

„Meinen Bruder, den Konfribierten Johann Friedrich Hoffmann, von der Klasse 1810, der bei der Losung die Nr. 15 erhalten und schon längst sich hätte stellen müssen, vor einiger Zeit aber von mir arretiert und durch Vermittelung des Herrn Maire zu Bremen auf dem Militärbureau abgeliefert wurde, am 7. dieses Monats aber schon

wieder aus dem Gefängnis ausgebrochen und entwichen ist, fordere ich hierdurch auf, ungesäumt zu seiner Pflicht zurückzukehren und mich von den schweren mir drohenden Strafen zu befreien.

Egenshamm, im Kanton Ovelgönne, den 13. Juli 1813.

Hinrich Hoffmann.“

„Der Konfribierte Tönjes Meyer, Retardeur von der Klasse 1813 soll sich unter dem Namen seines Bruders, Hinrich Meyer, dessen Geburtschein er bei sich führt, in den Kantons des Butjadinger Landes aufhalten. Alle Einwohner und vorzüglich die Herrn Maires, sind von den Unterzeichneten, welche täglich 8 Franken Exekutionskosten für ihn bezahlen müssen, dringend ersucht, genau auf denselben zu vigilieren, und ihn im Betretungsfalle sofort arretieren zu lassen. (Folgt Beschreibung.)

Mairie Warfleth, den 5. August 1813.

J. H. Bulling. R. Hahn.“

„Da uns der Herr maire adjoint Hoffmeyer bekannt gemacht, wie wir, in Gemäßheit erhaltenen Befehls des Herrn Präsekten, Reichsgrafen von Arberg, den Deserteur Heinrich Friedrich v. Logow, Sohn von Peter v. Logow und dessen Ehefrau Friederike, geborenen Hackhausen, auffuchen sollen, um ihn bei der Präsektur in Bremen abzuliefern; weil bis zur Ablieferung desselben, bei Vermeidung militärischer Exekution, von jedem Unterzeichneten täglich zwei Franken bezahlt werden müssen, und wir selber ihn hier nicht auffinden können, so ersuchen wir daher alle und jeden, so uns von dessen Aufenthalt, Leben oder Tod einige Kenntnisse zu geben vermag, unter dankbarlicher Vergütung der Kosten, um eine gefällige Anzeige; demjenigen aber, der imstande ist, solchen herbeizuschaffen, so daß er durch uns bei der Präsektur abgeliefert werden könne, versprechen wir eine Prämie von hundert Franken.

Oldenburg, den 2. September 1813.

J. G. Wienken. J. C. Wachtendorff.

H. Thöle. Ludwig Meiners.“

„Jürgen von Minden und Albert Schwarting, beide Konfribierte von 1812, aus der Kommune Strüchhausen, Kanton Ovelgönne, welche von ihrem Regiment desertiert sein sollen, werden dringend aufgefördert, zu ihren

Pflichten zurückzukehren, um ihre Eltern, Verwandte und die Kommune von der Exekution zu befreien. Eine Belohnung von 100 Franks wird demjenigen zugesichert, der von obgenannten beiden Deserteurs Nachrichten zu ihrer Habhaftwerdung geben kann.

Strüchhausen, 12. September 1813.

Der Maire Rimme.“

Sehr schwer trug auch das Land an der Bestimmung, ein gewisses Quantum an Pferden in natura zu liefern. Da dies nicht möglich war, so bestimmte der Präsekt, statt der fehlenden Pferde sollte das Geld eingeliefert werden, und zwar wurden die Notabeln angehalten, diese Gelder vorzuschießen. Als dies nicht geschah, legte man Soldaten bei ihnen ins Quartier. Diese sollten so lange bleiben, als die betreffende Gemeinde im Rückstande sein würde. Für jeden solchen Kostgänger mußten die Notabeln täglich 6 Franken bezahlen. Wo kein Militär lag, mußte man sich anders zu helfen. Die Notabeln mußten täglich 6 Franken bezahlen, ob sie nun die Ehre hatten, französisches Militär bei sich zu sehen oder nicht.

Die Gemeinden bemühten sich indessen eifrig, das nötige Geld, für das die angesehensten Einwohner Bürgerschaft leisteten, durch Anleihe zu erhalten. Da heißt es z. B.:

„Die Kommune Ohmstede wünscht zu einer dringenden Ausgabe ein Kapital von 910 Rthlrn. in Golde gegen gute Zinsen auf drei Monate anzuleihen. Sicherheit leisten eine hinreichende Anzahl der wohlhabendsten Einwohner. Sollte jemand Lust haben, diese Gelder anzuleihen, der beliebe je eher je lieber bei den unterzeichneten Municipalräten sich zu melden.

Johann Hilbers zu Eghorn.

Oltmann Pophanken zu Ohmstede.

Johann Bruns zu Wechloy.“

Da indessen die eingekommenen Gelder nicht genügten, um die Ankaufsgelder für 664 Pferde zu decken, die „auf Abschlag“ geliefert waren, so wurde eine neue Steuer ausgeschrieben, indem von jeder Mark der Grund-, Personal- und Mobiliensteuer zwölf Centimen bezahlt werden mußten (14. Oktober).

Jeder, der noch Pferde hielt, mußte sie zu den Kriegsfuhren hergeben. Damit den Franzosen keiner entging, wurde in jeder Mairie ein Verzeichnis der verpflichteten Einwohner aufgestellt, und darnach wurden die Kriegsfuhren ausgeschrieben. Wer seine Ländereien verkaufte oder verpachtete, mußte sich beeilen, seine Streichung aus der Liste zu beantragen, denn solange er darin stand, war er zu Kriegsfuhren verpflichtet. Dabei kam es häufig vor, daß bei solchen Kriegsfuhren, wo sich zahlreiche Fuhrwerke zusammenfanden, der eine oder andere Wagen vertauscht wurde, und der Eigentümer hatte Mühe, wieder zu dem seinigen zu kommen.

Zahlreich sind die Bekanntmachungen aus jener Zeit, in der die Landwirte um Rückgabe ihres vertauschten Eigentums bitten.

Ganz besonders mußte in jenen Tagen wieder die Gemeinde Blexen leiden. Am 10. April rückten mehrere Tausend Mann in den Ort ein und nahmen den unglücklichen Einwohnern das wenige, was sie nach den Schrecken der Märztage wieder angeschafft hatten. Drei englische Kriegsschiffe lagen auf der Weser, aber vergebens erwartete man von ihnen Hilfe. Sie hatten vielmehr zur rechten Zeit die Anker gelichtet und sich außer Schußweite der Batterie begeben. Der größte Teil der Feinde zog freilich wieder ab. Einige hundert Mann aber, sowie Douanen und Artilleristen blieben als dauernde Besatzung. Die Anforderungen, die sowohl Offiziere als Gemeine an die unglücklichen Quartierwirte stellten, stiegen in das Ungemessene. Mancher Hausmann mußte sich und den Seinen das Brot entziehen, um nur die Fremden befriedigen zu können. Mehrere Häuser wurden zu Kasernen eingerichtet. Die Schule wurde zum Magazin, und in der Pastorei veranstalteten die Offiziere wüste Gastmähler. Endlich gelang es, auch benachbarte Gemeinden zur Lieferung von Wein, Brot, Gemüse u. heranzuziehen und dadurch die Gemeinde etwas zu entlasten.

Schwere Arbeit erforderte die Wiederherstellung der Batterie, deren Reste die Engländer zerstört hatten. Sie wurde nunmehr als regelmäßiges Fort wieder aufgebaut. Die Bewohner der umliegenden Gemeinden mußten dazu



helfen. Dabei aber ward von den Anforderungen, die man ohnehin an die Gemeinden stellte, nichts erlassen. Es wurden Pferde zum Transport der Kanonen nach Leer geschickt, Ochsen und Kühe mußten geliefert werden zur Verproviantierung der Festungen Magdeburg und Wittenberg. Die Bewohner mußten nach Magdeburg und Harburg Fuhren verrichten. Sie mußten Kranke in das Lazarett, Gesunde nach Eckwarden, Barel, Oldenburg oder Bremen bringen.

Unter solchen maßlosen Bedrückungen, unter Sorgen und Elend aller Art verging der Sommer, und der Herbst nahte. Immer näher und näher kam die Schar der Retter, aber auch der Herbst noch sollte in das Land gehen, bevor der Tag der Erlösung kam.

#### 11. Das Ende der französischen Zeit.

Am 24. Oktober 1813 erschien das Journal des Departements der Wesermündungen in Bremen zum letztenmal. Schon früher hatte es 8 Tage lang sein Erscheinen einstellen müssen, weil die Russen Bremen für einige Zeit besetzt hatten. „Unsere Stadt genießt fortwährend der größten Ruhe,“ heißt es noch in der letzten Nummer über Bremen. „Die einsichtsvollen Maßregeln des Herrn Generals Baron von Lauberdière, die genaue Disziplin der unter seinen Befehlen stehenden Truppen haben schon meistens das durch die Kosacken bewirkte Unglück in Vergessenheit gebracht. Zwischen den Soldaten und den Einwohnern herrscht die größte Eintracht. Alles geht seinen gewöhnlichen Gang.“

Die letzte Notiz in dem Blatte ist eine Bekanntmachung, dahin gehend, am 15. Oktober sei in Horn eine vierstige Fensterchaise durch zwei preußische Kanoniere requiriert worden, um damit einen kranken Obersten von Arberg aus weiter zu bringen. Da dieser Wagen bis jetzt nicht zurückgebracht worden, auch nicht aufzufinden sei, so werde demjenigen, der ihn auffinde oder bestimmte Nachricht davon im Pfarrhause zu Horn oder in Bremen, Langestraße 4, gebe, eine Belohnung von 5 Thalern versprochen.

Diese 5 Thaler hat aber keiner mehr verdient. Die Franzosen hatten Nachricht von der Schlacht bei Leipzig erhalten. Nach vier Tagen zogen sie ab.

Als nun die Kosaken gegen Oldenburg heranrückten, da zog sich der Unterpräfekt mit den Seinen nach Westerstede zurück, wo bereits seit 1½ Jahren französische Douanen in der Stärke von 15 Mann waren. Auch der Polizeikommissar aus Barel traf ein mit seinen Sekretären. Kontrolleurs, Inspekturs und andere französische Beamte folgten. Aus Apen, Moorbürg etc. wurden die Mannschaften herangezogen. Die Gendarmen aus Brake, Elsfleth und Oldenburg stellten sich ein, und bald waren in Westerstede etwa 100 Mann versammelt. Der Unterpräfekt mit seiner Umgebung hatte Quartier bezogen im Hause des Gastwirts Portmann. Die übrigen Franzosen waren bei andern Einwohnern von Westerstede untergebracht. Die Quartierwirthe aber hatten viel Umstände davon, da sie den Franzosen, die meist Posten standen, die nötigen Lebensmittel dahin bringen mußten.

Inzwischen waren die Kosaken in Oldenburg eingetroffen, mit unbeschreiblicher Freude begrüßt. „In hellen Haufen,“ so erzählt ein Augenzeuge, „zogen sie durch das Damnthor, voran die Donischen Kosaken in ihren dunkelblauen Uniformen, mit hohen schwarzen Pelzmützen und roten Zöpfeln daran, Kriegslieder in jenen, den Russen eigentümlichen Molltönen singend. Ein langer Zug von wilden Gestalten, in die verschiedensten Kostüme gekleidet, vom schmutzigen Schafpelz bis zur glänzenden Uniform, die sie als Raubgut — oft in doppelten Exemplaren — trugen, folgte. Ihr verwildertes Antlitz, mit buschigem Haarwuchse, aus dem kleine, blitzende „Schweinsaugen“ hervorschauten, ihre winzigen, rauhaarigen Pferde, ihre im Sonnenschein glänzenden Piken machten einen unauslöschlichen Eindruck.“

In Westerstede erscholl schon am 1. November, einem Markttage, das Gerücht, Kosaken wären in Grifstede und Elmendorf eingetroffen. Man setzte sogar hinzu, die Wirthe aus diesen Dörfern wären bereits nach Hause gerufen. Die große Menge der Marktbesucher, die trotz der Noth der Zeit sich den Marktfreuden hingegeben und den geistigen



Getränken fleißig zugesprochen hatte, drängte nach der am Kirchhofs belegenen Schule, die den Franzosen als Wache diente. Man ließ es nicht an Warnungen und Spott fehlen; ihr Oberstleutnant ließ den Kirchhof sperren und forderte den Maire des Ortes auf, für Bürgerwache zu sorgen, da er sonst schwerlich die Ruhe werde aufrecht erhalten können. Die Menge war mittlerweile noch mehr angewachsen. Sie wollte sich den Zutritt zum Kirchhofs nicht verwehren lassen, und das Gerücht, die Kosacken wären schon in Hüllstede, machte sie nicht willfähriger. Die Franzosen trieben das Volk einigemal mit dem Säbel zurück. Jetzt wurden Steine und Glascherben unter sie geworfen. Als Antwort fielen auf Seiten der Franzosen drei Schüsse. Ein neunzehnjähriges Mädchen aus Dorsholt wurde auf der Stelle getödet. Die Kugel war ihr durch die Brusthöhle und durch den einen Oberarm gegangen. Einem 42jährigen Manne aus Apen wurde der Oberarm zerschmettert, auch erhielt er einen Streifschuß an der Brust. Der Arm mußte abgenommen werden. Der Verwundete starb schon am folgenden Tage. Ein Mädchen aus Linswege, sowie ein Mann aus Westerloh wurden leicht verwundet.

Es läßt sich nichts Bestimmtes über die eigentlichen Ursachen dieses Unglücks sagen. Wahrscheinlich haben die geängstigten Franzosen, ohne auf den Befehl ihres Vorgesetzten zu warten, auf die Menge geschossen.

Als die Schüsse gefallen waren, stob die Menge entsetzt auseinander. Die Leichen der Gefallenen wurden am 4. November beerdigt.

Dieser Vorfall mußte natürlich das Verhältnis zwischen den Franzosen und den Westerstedern verschlechtern. Es kam noch hinzu, daß es bekannt wurde, die Franzosen wollten sich in Westerstede sammeln und behaupten. Bald aber verbreitete sich das Gerücht, die Fremden würden am 6. November nach Oldenburg abziehen. Am Abend vorher wurden die Posten nicht in der gewohnten Stärke besetzt, auch verschiedene Boten abgefandt. In der Nacht aber rückten die Kosacken über Zwischenahn durch das Moor nach Westerstede, 200 Mann stark. Kein Spion, keine Patrouille hatte sie bemerkt. Im

Galopp schlossen sie in der Frühe des Tages den Ort ein. Während ihr lautes Hi-Huh und das Knattern ihrer Gewehre ertönte, sammelten sich die geängstigten Franzosen auf dem Kirchhofe. Ein Kosack sprengte über das Gitter; er wurde erschossen. Der Befehlshaber der Kosacken forderte den Kommandanten der Franzosen, der bereits leicht verwundet war, auf, zu kapitulieren. Da jeder Widerstand nutzlos schien, so streckten die Franzosen, 50 bis 60 Mann stark, die Waffen. Sie wurden mit dem Unterpräfekten und seiner Begleitung nach Oldenburg gebracht.

An der Unterweser, wo sie an der Blexer Batterie einen vorzüglichen Stützpunkt hatten, vermochten die Franzosen sich noch einige Wochen zu halten. Als man die schnelle Einnahme Bremens erfahren, hatte man sofort Anstalten gemacht, die Batterie in Verteidigungszustand zu setzen. Die Franzosen verfahren mit der größten Rücksichtslosigkeit. So wurden der Maire-Adjoint von Seefeld, sowie einer der dortigen Municipalräte als Geiseln auf die Batterie gebracht, weil die Gemeinde sich gesträubt hatte, den französischen Anforderungen zu genügen. Die beiden Männer wurden solange in Haft behalten, bis die Seefelder das Doppelte von dem zuerst Geforderten geliefert hatten.

Der französische Postweg Hamburg-Wesel-Paris war durch die Besetzung Bremens durch die Russen unterbrochen. Deshalb ging die Korrespondenz nunmehr über Blexen, und die Blexer hatten den Gilboten die nötigen Pferde zu liefern.

Die englischen Kriegsschiffe fuhren bereits nächstlicherweile zwischen den beiden Forts durch nach Brake hinauf und nahmen dort einmal sogar ein neues französisches Kriegsschiff weg. Auch die Schmuggler wagten es, die Weser hinaufzufahren. Mußte dies alles naturgemäß den Aerger der Franzosen erregen, so wurde dieser noch vermehrt dadurch, daß die Engländer durch Kanonenschüsse und Aufziehen aller Signalflaggen, unter denen auch die französische nicht fehlte, nur daß diese im Wasser hing, die gemeldeten Siege der Verbündeten feierten. Schon waren ringsum die Ortschaften von den Franzosen befreit,

schon hatte man die Schwarzer Batterie sowie die auf den oberahnschen Feldern aufgegeben und die Besatzung an sich gezogen. Blexen war aber nach wie vor in der Hand der Feinde.

Endlich aber nahte der Tag der Befreiung. Am 24. November wurde die Batterie am jenseitigen Ufer der Weser übergeben. Ein Boot mit der Parlamentärflagge erschien und setzte einen russischen und einen englischen Offizier in Blexen an Land. Außerhalb der Batterie verhandelten beide mit den Franzosen. Das Ergebnis war, daß die Batterie am anderen Tage kapitulierte und die Besatzung kriegsgefangen ward. Die Russen besetzten die Batterie. Die Blexer Leidenszeit hatte ein Ende. Die Weser war frei, und zahlreiche große und kleine Fahrzeuge, die schon auf diesen Tag gewartet hatten, passierten unangefochten die Batterie.

Die „französische Zeit“ hatte ein Ende.



täuscht. Die Großfürstin verbrachte den Abend auf ihren Zimmern. Stand ihr doch noch der Empfang in Oldenburg bevor. Am Mittag des folgenden Tages reiste die Großfürstin nach Oldenburg weiter. Am Thore ließ sie die russischen Truppen vorbeidefilieren.

Am 1. Februar, abends 7 Uhr, kam sie an, die letzte Stunde Weges von der oldenburgischen Ehrengarde geleitet. An der Huntebrücke war ein Ehrenbogen errichtet. Ueber den Markt und die erleuchteten Straßen ging der Zug nach dem Bullingschen Hause am Stau, in welchem die Schwester des mächtigen russischen Kaisers Wohnung nehmen wollte. Zöglinge der Eckardschen Töchtersehule streuten Blumen auf den Hausflur. An der Treppe standen junge Mädchen, die mit Kränzen eine Laube bildeten.

Im Vorzimmer wurde sie durch die folgende Anrede begrüßt:

„Ihre Kaiserliche Hoheit geruhen gnädigst, die Huldi-  
gung der Töchter Oldenburgs anzunehmen, hier, wo der  
hohe und starke Stamm entsproß, der jetzt den halben Erd-  
kreis beglückt. Unsere Herzen werden stets erfüllt sein  
von Verehrung und Liebe für die erhabenste uns so nahe  
angehörnde Kaisertochter. Möchten wir Ihres gnädigen  
Wohllwillens uns erfreuen dürfen!“

Draußen donnerten die Kanonen, die Glocken läu-  
teten und verkündigten den Bewohnern der Umgegend,  
daß die Tochter eines russischen Kaisers Einkehr gehalten  
habe in die alte Stadt an der Hunte, die ihrem ver-  
storbenen Gemahl den Namen gegeben hatte.

Die Großfürstin blieb einen ganzen Monat lang in  
Oldenburg. Erst am 1. März reiste sie mit dem Prinzen  
Alexander nach dem Haag ab. Der Herzog sowie der Erb-  
prinz gaben ihr bis Haselüne das Geleite. In Oldenburg  
aber sprach man noch lange von der Güte und Freund-  
lichkeit der vornehmen Prinzessin.

## 2. Die Gründung des Oldenburgischen In- fanterieregiments.

Nach dem Einzuge der Russen erging auch an die  
vom forsischen Joche befreiten Oldenburger der Ruf, sich  
in die Reihen der Kämpfenden zu stellen.

